

*Bayern*

E 6594 F



# DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

1. JAHRGANG  
OKT. - DEZ. 1972



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes  
HERAUSGEBER: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · 7000 Stuttgart 1 · Eugenstraße 3  
SCHRIFTFLEITUNG: Dr. Bodo Cichy · 7000 Stuttgart 1 · Eugenstraße 3 · Telefon (07 11) 2 02/25 38  
DRUCK: Druckhaus Robert Kohlhammer · 7022 Leinfelden (bei Stuttgart) · Kohlhammerstr. 1–15  
DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG erscheint vierteljährlich und wird als Organ der Staatlichen Denkmalpflege an Interessenten unentgeltlich abgegeben. – Postverlagsort: 7000 Stuttgart. – Zuschriften und Anfragen in Sachen der Zeitschrift sind an die oben genannte Adresse der Schriftleitung zu richten. Beim Nachdruck von Text- und Bildteilen sind Quellenangabe und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung (Adresse oben) erforderlich.

---

## INHALT

In Sachen Nachrichtenblatt	1
Die baden-württembergischen Denkmalpfleger (4)	2
Gerhard Fingerlin · Ausgrabungen im spätrömischen Kastell Breisach	7
Hartmann Reim · Ein alamannischer Friedhof bei Fridingen a. D., Kreis Tuttlingen	12
Bodo Cichy · Der Helfensteiner Pferdestall in Wiesensteig, Kreis Göppingen – Die Rettung eines wertvollen Fachwerkgebäudes	18
Bernhard Losch · Die Flur-Steinkreuze in Baden-Württemberg – Bericht zu ihrer Bestandsaufnahme	28
Kleine Arbeitsberichte	39
BEILAGE: Zwei kleine Führer zu Einzeldenkmälern, wie sie vom Landesdenkmalamt in zwangloser Folge herausgegeben werden.	

**Titelbild:** Zwei „Rüsselbecher“, geborgen 1971 aus alamannischen Gräbern am westlichen Ortsrand von Langenau, Kreis Ulm. 7. Jahrhundert n. Chr.

---

## In Sachen Nachrichtenblatt

Was zu befürchten war, ist schneller eingetroffen, als es sich noch vor Vierteljahresfrist vorausschen ließ: Der springflutartige Zuwachs an neuen „Nachrichtenblättern“ hat den reichlichen Restbestand der bisher erschienenen ersten drei Hefte unserer Zeitschrift bereits im Oktober dieses Jahres völlig aufgezehrt! Will heißen, daß Nachlieferungswünsche für die Hefte 1 bis 3/1972 künftig nicht mehr erfüllt werden können, teils auch vordem schon nicht mehr erfüllbar waren.

Diese zumal für neu hinzukommende Interessenten betrübliche Feststellung ist definitiv, denn die Schriftleitung mußte die ihr durch das „Vergriffen“ aufgenötigte Frage, ob sich angesichts des unvermindert anhaltenden Zuspruchs nicht doch ein Nachdruck vertreten lasse, verneinen. Zwar gibt es kaum Zweifel daran, daß bei dem gegebenen Interesse ohne Schwierigkeit noch ein paar tausend Exemplare „an den Mann zu bringen“ wären und sich aus solcher Sicht auch ein Nachdruck rechtfertigen ließe. Da das Nachrichtenblatt aber kein verlegerisches Unternehmen ist (und auch nicht sein soll), das sich aus irgendwelchen Bezugsgebühren erhält, sondern aus jenen Geldmitteln zu finanzieren ist, aus denen auch die Geldzuwendungen zu ziehen sind, die zur Unterstützung der aktiven Pflege der Kulturdenkmale gebraucht werden, muß irgendwo eine Grenze sein.

Gewiß, die Herausgabe unseres Blattes und seine kostenlose Verteilung lassen sich allemal vom ideellen Ertrag her als richtig begründen. Kommt doch die Wirkung, die mit der Zeitschrift beabsichtigt und großenteils auch erreicht wurde, nämlich die Denkmalpflege als eine nicht nur dem Staat zugeordnete, sondern ganz allgemeine Verpflichtung begreifen zu machen, gerade dieser Denkmalpflege bei ihrer praktischen Tätigkeit draußen wieder zugute. Dennoch kann und darf nicht vergessen werden, daß die tätige, auf die Erhaltung der kulturellen Hinterlassenschaft gerichtete Denkmalpflege das primäre Anliegen des Landesdenkmalamtes sein und bleiben muß und daß alles andere, also auch eine so lohnende und weithin wirkende Aufgabe wie das Nachrichtenblatt, daneben in einen angemessenen Rahmen zurückzutreten hat.

Wir haben in diesem Zusammenhang allerlei Möglichkeiten durchgespielt, die sich anzubieten scheinen, aus dieser Pflicht zur Beschränkung herauszukommen. So unter anderem auch den in vielen Zuschriften vorgeschlagenen Weg, das offenkundig allseits beliebte Blatt gegen eine Bezugsgebühr zum Beispiel in Höhe der Herstellungs- und Versandkosten auszuliefern. Obwohl solches Vorgehen vorstellbar ist und kaum zu einer Minderung der Bezieherzahl führen würde, muß es als Lösung des Problems ausscheiden. Wären wir doch gezwungen, zur Bewältigung der mit einem gebührenpflichtigen Bezug des Nachrichtenblattes zwangsläufig verbundenen Arbeiten ein funktionstüchtiges Vertriebsteam einzusetzen, das – und dies ist der Pferdefuß – Kosten bedingte, die höher zu liegen kommen

als der über die Zeitungsgebühr einzuspielende Geldrückfluß. Zudem müßte sich das jetzt vorhandene zweifigurige Gespann der Redaktion zu einer echten Verlagsmannschaft auswachsen, was finanziell wie personell unmöglich ist.

Wo sich dieser Weg also verbietet, andererseits aber auch nicht daran gedacht werden kann, durch die drastische Einengung des Interessentenkreises oder eine nicht überspringbare Limitierung der Auflage unserer Zeitschrift eine – in jedem Falle nur unbefriedigende – Lösung des Problems zu erzwingen, sieht sich die Schriftleitung angehalten, an dieser Stelle all denen zu danken, die aus freien Stücken und in zunehmender Zahl von sich aus eine Art „Finanzhilfe“ zu leisten bereit waren. Jede Briefmarke, die man uns überstellt hat, hilft, das Unternehmen „Nachrichtenblatt“ zu erleichtern und mehrt die Möglichkeiten, seine Auflage zu erhöhen und insbesondere seine Ausstattung zu verbessern. Gleichem Ziel können die uns von verschiedenen Seiten angebotenen Spendenmittel dienstbar gemacht werden, und sie haben daneben noch die gerade für die Absichten des Nachrichtenblattes förderliche Wirkung, die Zeitschrift zu einem Mittel wirklicher und nicht nur auf den Postweg beschränkter Kommunikation zwischen ihren Lesern und dem Landesdenkmalamt werden zu lassen. Insoweit also sind der Mitwirkung und Mithilfe unserer Leser keine Grenzen gesetzt!

Grenzen zu ziehen sind dagegen in Sachen des Inhalts unseres Blattes. Viele unserer Bezücker, insbesondere aus dem Kreise jener, die in irgendeiner Form direkt mit denkmalpflegerischen Dingen zu tun haben, gehen mit der Frage um, ob dem Nachrichtenblatt nicht auch Beiträge beizugeben wären, die nicht unmittelbar aus der Tätigkeit des Landesdenkmalamtes berichten, wohl aber an Denkmalpflegerisches rühren. Mit diesem Problem hat sich die Schriftleitung lange auseinandergesetzt. Ihre nicht ganz leicht zu findende Entscheidung ging dahin, die Zeitschrift sein und bleiben zu lassen, was ihr Untertitel verspricht: Ein Blatt, das Nachricht und Rechenschaft geben will über die Arbeit des Landesdenkmalamtes! Daß dieses Programm nicht fest betont, sondern in gewissem Umfang transparent ist, versteht sich aus der Natur der Sache. Nur wird das, was man Fremdbeitrag nennen könnte, auf den Bereich einzuschränken sein, in dem die Tätigkeit des Denkmalamtes und die von „außeramtlichen“ Dritten (etwa von freien Restauratoren oder Architekten) sich zur Gemeinsamkeit verbinden. Den Rahmen darüber hinaus auf all das zu weiten, was mehr oder minder viel mit Denkmalpflege zu tun hat, geht leider nicht an.

---

Am Ende des ersten gemeinsam durchschrittenen Jahres erlaubt sich die Schriftleitung, den Freunden und Förderern des Nachrichtenblattes alles Gute für das Neue Jahr zu wünschen.

B. C.

## Die baden-württembergischen Denkmalpfleger (4)

Das Defilee der Denkmalpfleger unseres Landes wird beschlossen von jenen Konservatoren, die sich der Bodendenkmalpflege verschrieben haben. Wenn sie, die Bodendenkmalpfleger, dermaßen das Schlußlicht bilden, so kann und will das nicht bedeuten, im Rahmen der Gesamtdenkmalpflege komme ihnen solcher Platz zu, weil ihre Tätigkeit neben dem viel umfangreicheren und komplexeren Arbeitsbereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege in eine Art von zweitem und geringerem Rang zurückzutreten hätte. Derlei zu denken, wäre grundverkehrt. Geht doch das Trachten des Bodendenkmalpflegers auf genau dasselbe Ziel, das auch der Bau- und Kunstdenkmalpfleger anzuvisieren hat, nämlich auf die Erhaltung von Kulturdenkmälern. Nur sind der Gegenstand seiner Bemühungen nicht die oberirdisch offen zugänglichen Denkmale, sondern solche, die im Laufe der Zeit ganz oder zertrümmert in den Boden absanken oder, wie zum Beispiel die Mitgift für Verstorbene, irgendwann willentlich der Erde überantwortet wurden und heute dort so verborgen liegen, daß man sich den Zugang zu ihnen fast immer auf dem beschwerlichen Weg über die wissenschaftliche Ausgrabung verschaffen muß. Und es sind überdies Denkmale, die, historisch betrachtet, jenen Epochen unserer Vergangenheit zugehören, welche man etwas summarisch als Vor- und Frühgeschichte bezeichnet und die also heraufreichen von der Steinzeit bis etwa in die Tage der Merowinger und frühen Karolinger, also bis zum Beginn eines insbesondere durch schriftliches Eigenzeugnis als echt historisch sich ausweisenden Zustandes in unserem Land.

Es wäre müßig, an dieser Stelle näher einzugehen auf die Motive für eine solche eher willkürliche Zäsur in dem zuletzt doch bruchlos durchgehenden Zeitenablauf, den wir Geschichte nennen, müßig auch, ausführlich darzulegen, weshalb die nach Aufgabenstellung und Arbeitsweise mit der Bodendenkmalpflege eng verwandte Mittelalterarchäologie innerhalb des Landesdenkmalamtes der Bau- und Kunstdenkmalpflege zugeordnet wurde (vgl. dazu Heft 3/72, S. 2). Beides hat gewichtige Gründe, und die Verweisung der Bodendenkmalpflege vor allem auf die Relikte aus der Vor- und Frühzeit unseres Landes ist in gewisser Hinsicht nichts anderes als die Reflektion einer an den Universitäten lange schon installierten gleichartigen Zäsur in den Geschichts- und Kunstwissenschaften. Diese zu überspringen, ist der Denkmalpflege als einer stark wissenschaftlich ausgerichteten Aufgabe unmöglich, auch deshalb, weil das weite, vielschichtige Feld ihrer Betätigung nur dann wirklich effektiv zu bege-

hen ist, wenn für jeden der nach bestimmten historischen und arbeitsmethodischen Gesichtspunkte geschaffenen Fachbereiche Mitarbeiter mit einer ganz speziellen wissenschaftlichen Vor- und Ausbildung zum Einsatz gebracht werden können.

In besonderem Maße wird, was damit gesagt sein soll, an der Bodendenkmalpflege deutlich, die sich mehr noch als die Bau- und Kunstdenkmalpflege der wissenschaftlichen Forschung verpflichtet sieht. Zwar bringen die Denkmalpfleger beider Sparten als Rüstzeug für die denkmalpflegerische Praxis das ihnen an den Hochschulen vermittelte Wissen ein. Aber wo der Bau- und Kunstdenkmalpfleger, der seiner Schulung nach Kunsthistoriker oder Architekt ist, bei der Arbeit an einem Bau- oder Kunstdenkmal auf einen von den vorausgegangenen Generationen weitgehend komplett aufbereiteten Katalog an gesichertem historischem oder technischem Wissen zurückgreifen kann, da sieht sich der Bodendenkmalpfleger, der in der Regel aus den Reihen der Vor- und Frühgeschichtler kommt, oft genug noch zum Betreten von Neuland und zum Betreiben echter Grundlagenforschung gezwungen. Das hat seinen Grund nicht allein darin, daß die Vor- und Frühgeschichte neben der Kunstgeschichte eine vergleichsweise noch junge Wissenschaft ist, sondern vor allem auch in der spezifischen Eigenart des Arbeitsgegenstandes, des Bodendenkmals, dem zunächst ja immer die Qualität des Unbekannten anhaftet und das in jedem Falle erst einmal entdeckt und auf seinen materiellen Charakter wie auf seinen historischen Aussagewert hin untersucht und befragt sein will. Und ehe der Bodendenkmalpfleger die auch ihm vorrangige wissenschaftliche und denkmalpflegerische Arbeit auf sein Objekt verwenden kann, hat er regelmäßig erst den mühseligen Weg des Ausgräbers zu beschreiten. Jedenfalls muß er die schöne Gewißheit, die er seinem Kollegen von der Bau- und Kunstdenkmalpflege voraus hat, nämlich bei seinem Tun immer etwa Neues entdecken zu können, durch die Erschwernis erkaufen, sich der forschenden Arbeit während ihrer ganzen Dauer stets in eigener Person widmen und häufig lange Monate in Wind und Wetter auf ein einziges Objekt verbrauchen zu müssen. Dadurch und weil er die Ausführung irgendwelcher denkmalpflegerischer Maßnahmen nicht wie der Bau- und Kunstdenkmalpfleger an kundige Fachleute, an Architekten, Restauratoren oder dergleichen delegieren kann, sondern sich weitgehend auf die aus seinem Wissen und seiner Erfahrung zu ziehende Eigenleistung verwiesen sieht, gewinnt seine Tätigkeit zwar keinen meßbaren Vorrang, wohl aber den Anstrich einer eher persönlichen Note.



*Gerhard Fingerlin*

**GERHARD FINGERLIN** Dr. phil.

Bodendenkmalpflege  
Außenstelle Freiburg

Gerhard Fingerlin wurde als zweites von drei Kindern 1937 in Lörrach geboren. Mit kurzer Unterbrechung im letzten Kriegsjahr ist er dort auch aufgewachsen. Die geschichtlichen und naturkundlichen Interessen des Vaters, als Buchhändler im benachbarten Basel tätig, hatten schon dem Schüler vielfache Anregungen vermittelt. Mochte anfangs das Interesse an der Natur überwiegen, gab der Besuch

des humanistischen Gymnasiums (Abitur 1956) den Ausschlag für ein Studium im historischen Bereich. Stipendien allerdings gab es damals fast keine. So mußte dem Studienbeginn ein Jahr praktische Arbeit vorausgehen, das aber doch für den späteren Beruf wertvolle Erfahrungen vermittelte. Nach einem Semester in Basel, das eher allgemeiner Orientierung diente, ging er 1957 nach München, zunächst mit der Absicht, die letzte Vorlesung E. Buschors über Denkmäler griechischer Kunst zu hören. Unter dem Einfluß J. Werners fiel dann aber bald die Entscheidung, die mitteleuropäische Archäologie zum eigentlichen Arbeitsbereich zu machen. Daneben wurden zunächst alte Geschichte und klassische Archäologie weiter betrieben. Später trat, bedingt durch das Dissertationsthema, die mittlere Geschichte als Nebenfach stärker in den Vordergrund.

Die starke Orientierung des Münchner Instituts auf frühmittelalterliche und provincialrömische Archäologie wurde Anlaß zu einem drei Semester dauernden Aufenthalt in Freiburg (E. Sangmeister), wo sich durch Übernahme einer größeren Grabung auch erste Verbindungen zur Bodendenkmalpflege ergaben. Die grabungstechnische Grundausbildung war auf einer Großgrabung des Deutschen Archäologischen Instituts vermittelt worden. Es folgten Grabungen im In- und Ausland, vor allem an römischen und frühmittelalterlichen Fundplätzen (Limeskastelle Künzing und Ehzell; römische Straßenstation Epfach; früh-

mittelalterlicher Handelsplatz Helgö bei Stockholm; langobardisches Kastell Invillino in Oberitalien). Im Zusammenhang mit diesen Grabungen und ihren Verdienstmöglichkeiten konnten mehrere Studienreisen durch Deutschland, die Schweiz, Österreich, Italien und Skandinavien durchgeführt werden.

Nach der Rückkehr ins Münchener Institut Beginn einer Dissertation über ein Thema der alamannischen Frühgeschichte. Promotion bei Prof. J. Werner, 1962. Unter den verschiedenen beruflichen Möglichkeiten besitzt die Denkmalpflege in Südwestdeutschland die stärkste Anziehungskraft – nicht nur, weil eben jeder „Badenser“ nach Freiburg will, sondern er sich dort Möglichkeiten zum Arbeiten mit neu ergrabenen Materialien der alamannischen Zeit erhofft. Erste wissenschaftliche Bemühungen gelten auch dieser Zeit, dann bringt die denkmalpflegerische Praxis eine stärkere Hinwendung zur provincialrömischen Archäologie – wenigstens soweit sich ein Denkmalpfleger Vorliebe für eine bestimmte Periode leisten kann.

Seit Januar 1963 ist Fingerlin in der Denkmalpflege tätig, zunächst als wissenschaftlicher Assistent, später als Konservator am damaligen Staatlichen Amt für Urgeschichte in Freiburg. Hauptsächlichster Arbeitsbereich war der Außendienst, vor allem die in diesen Zeitraum fallenden größeren Grabungen. Im August 1971 folgte er seinem Vorgänger, A. Eckerle, in der Leitung dieses Amtes.



*Rolf Dehn*

**ROLF DEHN** Dr. phil.

Bodendenkmalpflege  
Außenstelle Freiburg

Rolf Dehn wurde 1939 in Trier geboren. Nach dem Abitur 1959 in Marburg/Lahn folgte ein Jahr Wehrdienst. Zum Sommersemester 1960 begann er das Studium in Freiburg mit der Fächerkombination Ur- und Frühgeschichte, Klassische Archäologie und Geologie. Während die Archäologie mit wechselnder Intensität als Nebenfach beibehalten wurde, führte das Interesse an Hilfs- und Nachbar-disziplinen zu einem häufigen Wechsel des Nebenfaches (von Bodenkunde zu Alter Geschichte und von Völkerkunde schließlich zu Klassischer Anthropologie). Die Stationen des Studiums waren Freiburg, Marburg/Lahn, Kiel und wieder Freiburg, wo er 1966 mit einer Arbeit über die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg bei E. Sangmeister promovierte.

Die Semesterferien wurden hauptsächlich auf zahlreichen Grabungen im In- und Ausland verbracht. Die nachbarliche Nähe des Freiburger Universitätsinstituts zu dem ehemaligen Staatlichen Amt für Urgeschichte führte bald von vereinzelter Aushilfe bei Notbergungen zu regelmäßiger Mitarbeit besonders bei Grabungen und im Bereich der Inventarisierung.

Als sich zum Januar 1967 die Möglichkeit bot, die neu geschaffene Stelle eines Kreisarchäologen für die Kreise Konstanz und Stockach zu besetzen, griff Dehn gern zu, da sich ihm hier die Gelegenheit gab, in kleinem, überschaubarem Rahmen echt denkmalpflegerisch tätig zu werden. Seit Juni 1972 gehört er der Abteilung Bodendenkmalpflege der Außenstelle Freiburg an.



*Rolf-Heiner Behrends*

**ROLF-HEINER BEHRENDTS** Dr. phil.

Bodendenkmalpflege  
Außenstelle Karlsruhe

In Magdeburg 1934 geboren, verbrachte Rolf-Heiner Behrends hier seine Kindheit und die Schulzeit, bis er 1953 nach dem Abitur das Studium der Vor- und Frühgeschichte in Halle a. d. Saale aufnahm. Als Nebenfächer wählte er orientalische und klassische Archäologie sowie mittlere und neuere Geschichte. Doch 1955 hielt er es für besser, seinen Studienort in verschiedener Hinsicht neu zu bestimmen, und siedelte nach Kiel über, wo er bei E. Sprockhoff und G. Kossack seine Ausbildung fortsetzte und mit der Promotion 1963 abschloß.

Danach ging er an das Römisch-Germanische Zentralmuseum in Mainz, um als Assistent der vorgeschichtlichen Abteilung tätig zu werden. Neben den musealen Routineaufgaben hatte er vor allem am Aufbau des vom Krieg hart getroffenen Magazins der vorgeschichtlichen Abteilung und bei der Neugestaltung des vorgeschichtlichen Teils der Schausammlung mitzuarbeiten. Die Zusammenarbeit mit den Restaurierungswerkstätten vermittelte ihm zahlreiche neue Aspekte seines Faches. Nach reichlich zwei Jahren bereits wurde er aufgefordert, am Aufbau des neugegründeten Seminars für Vor- und Frühgeschichte der Universität Gießen mitzuarbeiten. Er nahm das Angebot an, weil es ihn reizte, vom Nullpunkt her eine neue Lehr- und Forschungsstätte aufzubauen. Da ihm

der praktische Teil der Studentenausbildung im Gelände und am Fundgegenstand übertragen wurde, hatte er häufig Gelegenheit, ins Land hinauszufahren, wo er sich besonders den Problemen der vor- und frühgeschichtlichen Befestigungsanlagen widmete. An den Schreibtisch fesselten ihn vorwiegend Studien zur Urnenfelder- und Hallstattzeit in Mittel- und Osteuropa.

Das neue Hessische Universitätsgesetz veränderte 1970 die Struktur der Universität so nachhaltig, daß er für seine Arbeit dort keine gedeihliche Zukunft mehr sah. So kam es sehr gelegen, als sich eine Möglichkeit eröffnete, in der Bodendenkmalpflege tätig zu werden, die den 16jährigen Schüler erstmals mit der Vorgeschichte in Berührung gebracht hatte. In den Ferien und an den Wochenenden hatte er damals an Ausgrabungen so rege teilgenommen, daß es sogar im Abiturzeugnis vermerkt wurde. Mit der Übernahme der Abteilung Bodendenkmalpflege an der Außenstelle in Karlsruhe im Herbst 1972 kehrte er so zu seinem wissenschaftlichen Ausgangspunkt zurück.

Die knappe Freizeit widmet er der umfangreichen Tonbandsammlung mit Musik zwischen Bach und Hindemith und dem Sport, der teils aktiv (Schwimmen) und teils passiv (Basketball) zusammen mit Frau und Töchtern betrieben wird.



*Peter F. Mauser*

**PETER F. MAUSER** Dr. rer. nat.

Bodendenkmalpflege  
Zentralstelle Stuttgart

Peter Florian Mauser wurde 1939 in Stuttgart geboren; aufgewachsen ist er in Ludwigsburg. Das Studium an den Universitäten Würzburg und Tübingen gilt zunächst naturgeschichtlichen Fächern wie Biologie und Geologie-Paläontologie. Durch die Beschäftigung mit den Grenzgebieten Anthropologie und Eiszeit-Geologie kommt die Berührung mit der Ur- und Frühgeschichte zustande, die zum Hauptfach wird. Ein Wechsel an die Universität Freiburg im Breisgau führt zur Erweiterung und Vertiefung sowohl der kulturgeschichtlichen als auch der naturgeschichtlichen Studien. Die Zeit der Semesterferien wird fast regelmäßig für die Teilnahme an archäologischen Ausgrabungen genutzt. 1967 erfolgt die Rückkehr nach Tübingen und kurz darauf die Promotion bei Gustav Riek mit einem Thema aus dem Bereich der Eiszeit-Archäologie.

Nach Abschluß des Universitätsstudiums wird die Ausbildung zum Prähistoriker vervollständigt durch eine Volontärzeit beim Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart. Anschließend ist Mauser über dreieinhalb Jahre als Bodendenkmalpfleger beim damaligen Staatlichen Amt für Denkmalpflege in Karlsruhe tätig, seit 1. Januar 1972 bei der Zentralstelle des Landesdenkmalamtes in Stuttgart.



*Dieter Planck*

DIETER PLANCK Dr. phil.

Bodendenkmalpflege  
Zentralstelle Stuttgart

Dieter Planck wurde 1944 in Rottenburg am Neckar geboren. Durch den Einfluß des Elternhauses und die römische Vergangenheit seiner Vaterstadt kam er schon als Dreizehnjähriger mit der römischen Geschichte und der Archäologie in Berührung. Durch Zufallsfunde, vor allem durch das Suchen und Sammeln von römischen Scherben, wurde in ihm eine große Leidenschaft geweckt, die ihn von nun an auf seinem Lebensweg begleiten sollte. Während der Schulzeit nahm er als begeisterter Amateur an Ausgrabungen des Tübinger Denkmalamtes in Rottenburg teil. Nach dem Abitur gab es für ihn deshalb in der Wahl des Studienfaches keine großen Überlegungen. Er begann an der Universität Tübingen das Studium der Vor- und Frühgeschichte. Die Nebenfächer Alte Geschichte, Urgeschichte und Klassische Archäologie bildeten die Grundlage für seine Spezialrichtung der römischen Provinzialarchäologie und für seine zukünftige denkmalpflegerische Tätigkeit. Um sein Spezialgebiet zu vertiefen studierte Planck einige Semester in München bei Prof. G. Ulbert. Jedoch überwog der Drang in die schwäbische

Heimat, weshalb er wieder nach Tübingen zurückkehrte.

Während des Studiums nahm er an zahlreichen Ausgrabungen in Württemberg und Bayern teil. Im Winter 1966/67 begann er mit seiner Dissertation über das römische Rottweil. Im Sommer 1967 wurde er vom Tübinger Denkmalamt mit der Leitung der Ausgrabung des großen römischen Bades von Rottweil beauftragt, die dann die planmäßige Untersuchung dieser römischen Landstadt eingeleitet hat. Im Sommer 1970 schloß er seine Dissertation bei Prof. W. Kimmig ab. Die Leitung der Ausgrabungen in Rottweil führten dann im September 1970 zur Anstellung beim Denkmalamt Tübingen. Seit Januar 1972 ist er im Stuttgarter Denkmalamt als Mitarbeiter für den gesamten Bereich der Bodendenkmalpflege in Nordwürttemberg tätig.

Die wenige freie Zeit gilt vor allem der Familie, Musik, sowie der Architektur und Baugeschichte. Daneben betreut er das Sülichgau-Museum in Rottenburg, das ihn auch nach seinem Weggang von diesem Ort eng mit der Geschichte seiner Vaterstadt verbindet.



*Siegwalt Schiek*

SIEGWALT SCHIEK Dr. phil.

Bodendenkmalpflege  
Außenstelle Tübingen

Volkskunde, aber auch mit Botanik und Zoologie; die Nähe der beiden Comburgen wie der alten Reichsstadt Hall fördern das Interesse an Kunst-, Stadt- und Landesgeschichte. Die Teilnahme des Schülers an Ausgrabungen vertiefen diese Interessen.

Während des Krieges vorübergehend in Frankreich im Kurierdienst eingesetzt, versucht er die Zeit sinnvoll zu nutzen, besucht alle erreichbaren Museen und legt eine umfangreiche Materialsammlung von Hallstattfunden aus Mittel- und Ostfrankreich an. Leider wird sie zur wenig nutzbaren Kriegsbeute der Amerikaner.

Nach Rückkehr aus der Gefangenschaft beginnt die Vorbereitung auf das Studium der Forstwirtschaft mit einem ausgedehnten Praktikum, – die Vor- und Frühgeschichte soll neben dem künftigen Beruf ausgleichende Freizeitbeschäftigung werden. Das Wiederaufnehmen der schon während der Schulzeit angekündigten und durch den Kriegsdienst unterbrochenen Kontakte zu Peter Goessler und Oskar Paret führen dann doch zum Studium der Vor- und Frühgeschichte an der württembergischen Landesuniversität bei den Professoren Kurt Bittel und Wolfgang Kimmig. Daneben Vorlesungen über Anthropologie, Ethnologie, Alte Geschichte, Klassische und Christliche Archäologie, Kunst- und Landesgeschichte. Zahlreiche Exkursionen unter Bittels Leitung vertiefen die Bindung an den künftigen Arbeitsraum. Weitere Studienfahrten führen ihn mehrfach nach Ost-, Mittel- und Südfrankreich, in die Alpen-

länder und nach Oberitalien. Mit einer Dissertation über „Fürstengräber der jüngeren Hallstattkultur in Südwestdeutschland“ wird das Studium abgeschlossen.

1951 beginnt die Arbeit an dem für das damalige Land Württemberg-Hohenzollern zuständigen und erst wenige Jahre zuvor eingerichteten Landesamt für Denkmalpflege in Tübingen, dessen Abteilung Bodendenkmalpflege es nunmehr aufzubauen gilt. In den Jahren 1956/57 weitet ein Reisestipendium des Deutschen Archäologischen Instituts, das ihn nach Jugoslawien und Griechenland, in die Türkei, wo er unter anderem an den Ausgrabungen in Bogazköy, der Hauptstadt des hettitischen Großreichs teilnimmt, und nach Italien bis Sizilien führt, den Blick. 1961 erfolgt die Ernennung zum korrespondierenden, 1969 zum ordentlichen Mitglied des Deutschen Archäologischen Instituts. Als Folge seiner starken Verbindung zur Landschaft und der kulturgeschichtlichen und historischen Entwicklung des zu betreuenden Raumes sieht er seine Aufgabe nicht nur in der Bereitstellung archäologischer Materials für weitere wissenschaftliche Erkenntnis, sondern auch – und dies vor allem – in der Erhaltung einer Kulturlandschaft, wie sie uns überliefert wurde und die es so weit als möglich zu schützen und zu bewahren gilt.

Neben seiner beruflichen Tätigkeit beschäftigen ihn, wenn die Zeit dies zuläßt, Fragen der Landesgeschichte und der Genealogie.

In Zoppot 1924 geboren, bestimmen die württembergische Herkunft des Vaters und die niedersächsische der Mutter seine Jugendzeit. Die Neigungen eines Lehrers, Leiter der Privatschule Schloß Michelbach bei Schwäbisch Hall, führen schon früh zur Beschäftigung mit Vorgeschichte und



*Hartmann Reim*

**HARTMANN REIM** Dr. phil.

Bodendenkmalpflege  
Außenstelle Tübingen

*Hartmann Reim wurde 1942 in Stuttgart-Bad Cannstatt geboren. In Esslingen am Neckar besuchte er die Grundschule und das Georgii-Gymnasium. Nach bestandem Landexamen erfolgte 1957 der Eintritt in das evangelisch-theologische Seminar in Maulbronn. 1961 Abitur in Blaubeuren.*

*Der Entschluß, Archäologie zu studieren, war schon frühzeitig gefaßt, die einjährige Mitarbeit bei den Ausgrabungen in der Esslinger Dionysius-Kirche vermittelte erste gründliche Einblicke in die archäologische Praxis. 1962 wird dann in Tübingen das Studium der Klassischen Archäologie, Vor- und Frühgeschichte, Urgeschichte, Alten Geschichte, anfänglich auch etwas Altphilologie, aufgenommen. Vom zweiten Semester an wird Vor- und Frühgeschichte zum Hauptstudienfach. Die Teilnahme an mehrmonatigen Ausgrabungskampagnen des Tübinger Instituts auf der Heuneburg vertiefte die grabungstechnische Ausbildung.*

*1964 Studienaufenthalt an der Università italiana per Stranieri in Perugia. Nach einer einjährigen Museumsreise durch Süddeutschland, die Schweiz und Ostfrankreich wird das Studium 1969 mit einer Arbeit über chronologische Probleme der Späten Bronzezeit im nordwestlichen Vor-alpenraum und der Promotion abgeschlossen. Im Sommer 1969 Eintritt in das damalige Staatliche Amt für Denkmalpflege in Tübingen und hier seitdem für die Bodendenkmalpflege tätig.*

### **ALBRECHT DAUBER hat von der Denkmalpflege Abschied genommen**

*Am 31. August 1972 schied Hauptkonservator Dr. Albrecht Dauber auf eigenen Wunsch aus dem Landesdenkmalamt aus. Wiederholte schwere Erkrankung hatte es ihm nahegelegt, seine konservatorische Arbeit bereits ein Jahr vor Erreichen der Altersgrenze aufzugeben. 34 Jahre zuvor, 1938, war er in das wenig früher gegründete Badische Landesdenkmalamt eingetreten, aus dem 1939 dann das Badische Landesamt für Vor- und Frühgeschichte hervorging.*

Der Verfasser dieser Zeilen lernte beim eigenen, ebenfalls 1938 erfolgten Eintritt in das Badische Landesamt für Denkmalpflege den Prähistoriker Dauber kennen und hat dessen Lebensweg und berufliche Tätigkeit seitdem in kollegial-freundschaftlicher Verbundenheit verfolgen können. Deshalb geziemt es ihm wohl, dem verdienten Bodendenkmalpfleger hier ein herzliches Abschiedswort zu sagen und seine Leistungen zu würdigen.

Albrecht Dauber entstammt einem schwäbischen Pfarrhaus; er wurde 1908 in Baiersbronn geboren. Schon früh empfing er tiefe und bleibende Eindrücke insbesondere von der Landschaft des württembergischen Unterlandes, wo er die Jugendjahre verbrachte. Im Kreise der Kollegen wurde er nie müde, aus dem reichen Schatz seines Wissens um diesen Raum und über humorige eigene oder fremde Erlebnisse in ihm zu berichten. Wie Dauber selber betont, lag in dieser frühen geistigen Bindung an die schwäbische Heimat auch der Keim für seine spätere Berufswahl. Dankbar erinnert er sich guter Lehrer am Ludwigsburger Gymnasium, wo vor allem der um die landesgeschichtliche Forschung verdiente Fr. Hertlein den Blick des Schülers auf die heimische Archäologie zu lenken wußte, zugleich aber auch Landesgeschichte in universaler Form, nämlich als historische Landeskunde vermittelte.

Nach dem Abitur studiert Dauber in Tübingen, wo er 1935 in Vorgesichte, aber ohne die historische Landeskunde zu vergessen, zum Dr. rer. nat. promoviert wird. Er besucht Vorlesungen und Seminare, die ihm geologische, botanische und geographische Kenntnisse eintragen, stößt auch in die Bereiche von Kunstgeschichte, klassischer Archäologie und sogar des Sanskrit vor. 1935–37 trifft man ihn bei E. Wahle in Heidelberg, eine Zeit, die er selbst „Nachstudium“ mit betonter Ausrichtung auf das Historische nennt. Ehe er 1938 dann zu seiner Lebensaufgabe als Konservator findet, ist er am Badischen Landesmuseum kurz noch mit der Inventarisierung des Sammlungsgutes der badischen Heimatmuseen für einen Landeskatalog beschäftigt.



Krieg und erste Nachkriegsjahre treffen Dauber schwer. Von 1941 bis 1945 ist er, durch Verwundung kurz unterbrochen, in Rußland, wo er 1944 bei Witebsk in Gefangenschaft gerät. Krankheit erzwingt 1945 seine Freilassung, doch wird der Zurückgekehrte trotz seiner früheren Abneigung gegen das nationalsozialistische Regime aus seinem Amt geworfen. Erst 1947 kann er in seinem Beruf wieder Fuß fassen, zunächst beim Badischen Landesmuseum, 1950 dann beim Amt für Denkmalpflege in Karlsruhe. Als Leiter der Abteilung für Ur- und Frühgeschichte entfaltet er hier eine ergebnisreiche Tätigkeit. Sein Name bleibt mit dem Wiederaufbau dieser Abteilung wie des Gesamtamtes eng verbunden. Rettungs- und Bergungsarbeiten in Pforzheim und der Neuaufbau von Heimatmuseen in Nordbaden halten ihn in Atem. Auch um die Städtischen Museen Heidelberg und Mannheim kümmert er sich bei der Sicherung vorgeschichtlicher Bestände. Das zweite Nachkriegsjahrzehnt bringt vor allem umfangreiche Grabungen im badischen Frankenland und die Einrichtungen der Heimatmuseen in Pforzheim und Tauberbischofsheim.

Bei seiner rastlosen Arbeit ist Dauber der allgemeinen Malaise des Denkmalpflegers nicht entgangen, mit unzulänglichen Mitteln arbeiten zu müssen. Hier hilft ihm sein gesunder – mitunter grimmiger – Humor. Manches von ihm zur Situation unserer Arbeit geprägte, trefflich zupackende Bonmot wird weiterhin die Runde machen.

Wenn der Unterzeichnete am Schluß sich damit beehrt, dem scheidenden Kollegen zu wünschen, er möge noch lange Gelegenheit haben, reichlich auszukosten, was er selbst jetzt noch als lockend ansieht, Freude an Haus, Garten und Enkelkindern sowie an der Beschäftigung mit Orts- und Familiengeschichte, so weiß er sich der Zustimmung aller Amtsangehörigen sicher. H. Niester



## Gerhard Fingerlin: Ausgrabungen im spätrömischen Kastell Breisach

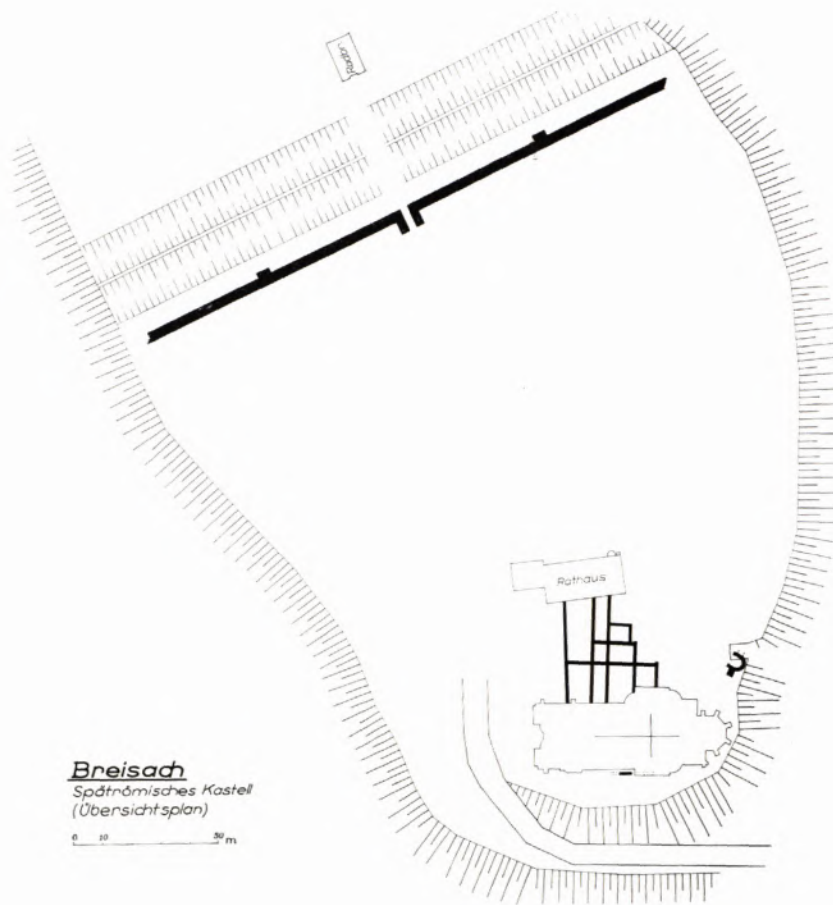


BREISACH VON SÜDWESTEN. Das über die Rheinauc aufragende und heute vom Münster beherrschte Plateau bot sich mit seinen nach drei Seiten steil abfallenden Hängen zur Placierung eines auf Verteidigung eingerichteten Kastells geradezu an (vgl. Abb. S. 8).

Als vor wenigen Jahren die inzwischen erschienene Stadtgeschichte von Breisach in Angriff genommen wurde, standen für den vorgeschichtlichen Teil nur die Ergebnisse älterer Ausgrabungen zur Verfügung. Der schon in prähistorischer und römischer Zeit befestigte und besiedelte Münsterberg (Abb. oben) hatte schon seit langem keine wesentlichen archäologischen Aussagen mehr erbracht. Erst in den letzten Jahren, seit 1967, boten sich verschiedene Gelegenheiten zu größeren Flächengrabungen: bei den Ausschachtungsarbeiten für ein Wasserreservoir, beim Bau von Wohnhäusern und schließlich im Zusammenhang mit der Neugestaltung des Münsterplatzes. Mit einigem Glück konnten dabei Ergebnisse erzielt werden, die erheblich über unseren bisherigen Kenntnisstand hinausführen und für die älteste Geschichte des Berges von großer

Bedeutung sind. Über die Entdeckung der frühesten Befestigungsanlage und einer vorgeschichtlichen Töpferei mit bedeutenden Keramikfunden wird später noch zu berichten sein. Thema dieses Beitrags sind die Grabungen im spätrömischen Kastell auf dem Münsterberg, die erstmals auf südwestdeutschem Boden zur Aufdeckung eines großen spätantiken Baukomplexes geführt haben.

In der fraglichen Zeit, d. h. im späteren 3. und 4. nachchristlichen Jahrhundert, war der „Mons Brisiacus“ ein wichtiger Stützpunkt der spätrömischen Grenzverteidigung. Wie auch im späten Mittelalter und bis in die beginnende Neuzeit deckte der steile, wie eine Insel im Rhein liegende Vulkanberg einen viel benützten Übergang. Wegen der zahlreichen verschlungenen



SCHEN ANLAGEN IN BREISACH. DIE BISHER BEKANNTEN RÖMI-  
Das Hochplateau wurde gegen Nor-  
den, die am leichtesten anzugrei-  
fende Seite, mit einer mächtigen, drei  
Meter starken, wohl an die acht  
Meter hohen und mit Abschnittstür-  
men verstärkten Steinmauer und  
zwei breiten Spitzgräben abgeriegelt.  
Daß auch die an sich durch ihre  
Steilhänge von Natur aus geschütz-  
ten anderen Seiten des Plateaus  
wehrhaft befestigt waren, hat sich  
erst neuerdings beweisen lassen mit  
der Entdeckung des beim Chor des  
Münsters gelegenen hufeisenförmigen  
Schalenturms und der Reste  
einer zwei Meter starken, die Hang-  
ränder begleitenden Mauer (vgl. Abb.  
S. 10). Von der Innenbebauung der  
römischen Festung wurden jetzt die  
zwischen Rathaus und Münster lie-  
genden Überreste eines großen, viel-  
räumigen Gebäudekomplexes, wohl  
der Kommandantur, nachgewiesen  
(vgl. Abb. S. 11).

Rheinarme und der Undurchdringlichkeit des sumpfigen Auwaldgürtels war der Verkehr auf wenige, von der Natur vorgezeichnete Wege angewiesen. Anders als am leicht überquerbaren Hochrhein, wo eine ununterbrochene Kette von Wachttürmen das römische Ufer begleitete, konnte man sich im Oberrheintal anscheinend auf die Befestigung der wichtigsten Punkte beschränken. Wie notwendig diese Schutzmaßnahmen waren, können wir den endlosen Klagen römischer Geschichtsschreiber über Raubzüge und Überfälle der Germanen entnehmen. Am Oberrhein hatten sich in dieser Zeit die ersten Alamannen niedergelassen, nachdem um 260 n. Chr. die vorgeschobene Verteidigungslinie, der Limes, gefallen war. Sie waren unruhige und für Rom stets gefährliche Nachbarn, deren Abenteuer- und Beutelust auch durch zahlreiche Strafexpeditionen nicht zu bremsen war.

Zweifellos hat in diesen durch fast eineinhalb Jahrhunderte andauernden Auseinandersetzungen das Kastell auf dem Münsterberg eine wichtige Rolle gespielt. Nach dem Umfang des befestigten Areals und den Spuren weitläufiger Innengebäude gehört es zu den größeren Anlagen, in denen die Verteidigungskräfte für einen bestimmten Grenzabschnitt zusammengefaßt waren. Kein Zufall also, daß im August des Jahres 369 n. Chr. Kaiser Valentinian persönlich die Befestigung inspizierte und hier auch einen Erlass herausgab, der allerdings keine Beziehung zur Geschichte des Berges hat. Alles was wir über diese wissen, verdanken wir den „Geschichtsquellen“, die der Breisacher Boden bis heute bewahrt — trotz der vielen Zerstörungen, die im Lauf vieler Jahrhunderte die Stadt betroffen haben.

1938 führte eine technisch sehr schwierige Grabung in den schmalen Gassen der Altstadt zur Entdeckung des lange erwarteten, im Gelände aber noch nicht ausgefundenen Kastells (Grabung und Veröffentlichung durch R. Nierhaus, Badische Fundberichte 15, 1939, 61). Das befestigte Areal (Abb. oben) umfaßt die ganze Südhälfte des Berges, wo das Stephansmünster und auch der Kern der Altstadt liegen. Nach Westen, Osten und Süden bilden die sehr steil abfallenden, zum Teil felsigen Hänge einen ausgezeichneten Schutz. Von einer Randbefestigung konnten damals keine Spuren gesichert werden. Die Nordseite, auf der man am ehesten mit einem Angriff rechnen mußte, war durch eine drei Meter starke, etwa acht Meter hohe und über 200 Meter lange Mauer mit vorspringenden Türmen gedeckt. Sie zog in gerader Linie vom westlichen zum östlichen Steilhang des Berges. Ein besonders verstärktes Tor in der Mitte bildete den einzigen Zugang. Zwei breite und tiefe Spitzgräben, die nur vor dem Tor unterbrochen waren, erschwerten zusätzlich eine Annäherung an die Mauer.

Mit welchen Möglichkeiten der Belagerungstechnik gerechnet werden mußte, zeigt der interessante Befund unter dem Fundament der Kastellmauer. Obwohl der Untergrund aus festem, tragfähigem Löß besteht, wurde zuerst ein „Rost“ von langen zugespitzten Pfählen eingeschlagen (Abb. rechts), auf den dann die unterste Steinlage aufgesetzt wurde. Dies kann nur den Zweck gehabt haben, ein Unterminieren der Mauer zu erschweren. Da sich bei den Angreifern oft Leute befanden, die selbst lange im römischen Heer gedient und entsprechende Kenntnisse im Festungskrieg erworben

**HOLZPFAHLSETZUNG UNTER DER NORDWÄRTIGEN KASTELLMAUER.** *Bereits 1938 hat sich nachweisen lassen, daß die mächtige, an die dreihundert Meter lange Nordmauer des Kastells mit ihrem Fundament auf einer Art „Pfahlrost“ aufsaß. Diese Pfähle sind zwar vergangen, haben aber im Lößboden ihr Negativ hinterlassen.*

---

hatten, waren solche Maßnahmen offenbar notwendig. Höhe und Stärke der Mauer lassen erkennen, daß man sogar mit dem Einsatz von Belagerungsmaschinen rechnen mußte.

Nachdem die Entdeckung des Kastells und die Festlegung seiner Nordmauer gelungen waren, begann man sich für das Innere der Anlage und die eventuell noch vorhandenen Reste der Bebauung zu interessieren. Mehrere Untersuchungen von Baugruben blieben aber ohne Erfolg. Starke Niveauveränderungen beim Bau der mittelalterlichen Stadt hatten anscheinend zur völligen Zerstörung der römischen Schichten geführt. Nur im südlichen Bereich des Berges, auf dem großen freien Platz zwischen Rathaus und Münster, waren vielleicht noch Spuren zu erwarten.

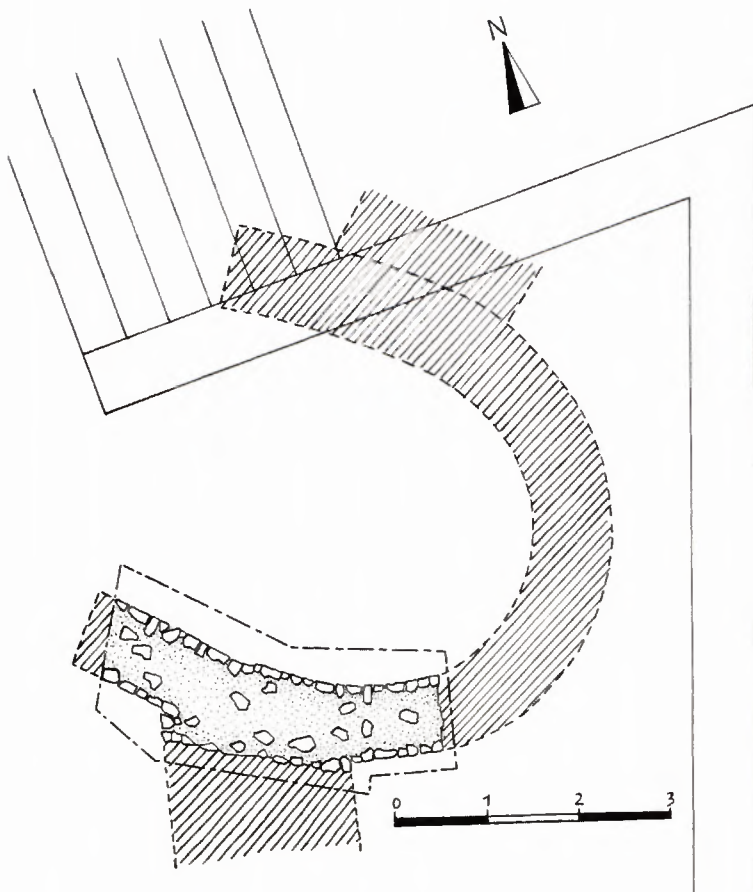
Als im Winter 1969/70 die Stadtverwaltung Breisach mit der Neugestaltung dieses Platzes begann, war trotzdem die Hoffnung gering, mit den relativ flachen Kabel- und Leitungsgräben auf das römische Niveau zu stoßen. Es war außerdem bekannt, daß in diesem Bereich jahrhundertlang ein Friedhof gelegen hatte und daher mit starken Störungen der obersten Schichten zu rechnen war. Doch schon nach kurzer Zeit blieb der Greifarm des Baggers dicht unter der Oberfläche an betonartig hartem Bauwerk hängen. Bald zeigten sich solche Mauerzüge (Abb. rechts) an mehreren Stellen, ohne daß ein klarer Zusammenhang erkennbar wurde. An der römischen Herkunft war jedoch schon in diesem ersten Stadium der Freilegung nicht zu zweifeln: der charakteristische Aufbau, die Ähnlichkeit der Fundamentierung mit der Nordmauer des Kastells und schließlich auch die Zusammensetzung des Mörtels gaben eindeutige Auskunft. Hier bot sich also die Chance, einen größeren Ausschnitt der Innenbebauung planmäßig zu erfassen. Außerdem waren durch die Baggerarbeiten umfangreiche Zerstörungen zu befürchten.

Die Schwierigkeiten dieser Aufgabe lagen nun vor allem in der Größe des Platzes und in dem nur knapp bemessenen Zeitraum, in dem die Untersuchungen abgewickelt sein mußten. Gerade die Ausgrabung komplizierter Baubefunde mit zahlreichen Räumen, unterschiedlichen Bodenniveaus und möglicherweise mehreren Bauphasen erfordert in der Regel sehr sorgfältige, zeitraubende Handarbeit und Beobachtung. Daran war aber hier trotz größten Entgegenkommens der Stadtverwaltung nicht zu denken, da der Platz vor Rathaus

---

**FUNDAMENTMAUERWERK DES SPÄTRÖMISCHEN GEBÄUDES AUF DEM MÜNSTERBERG**



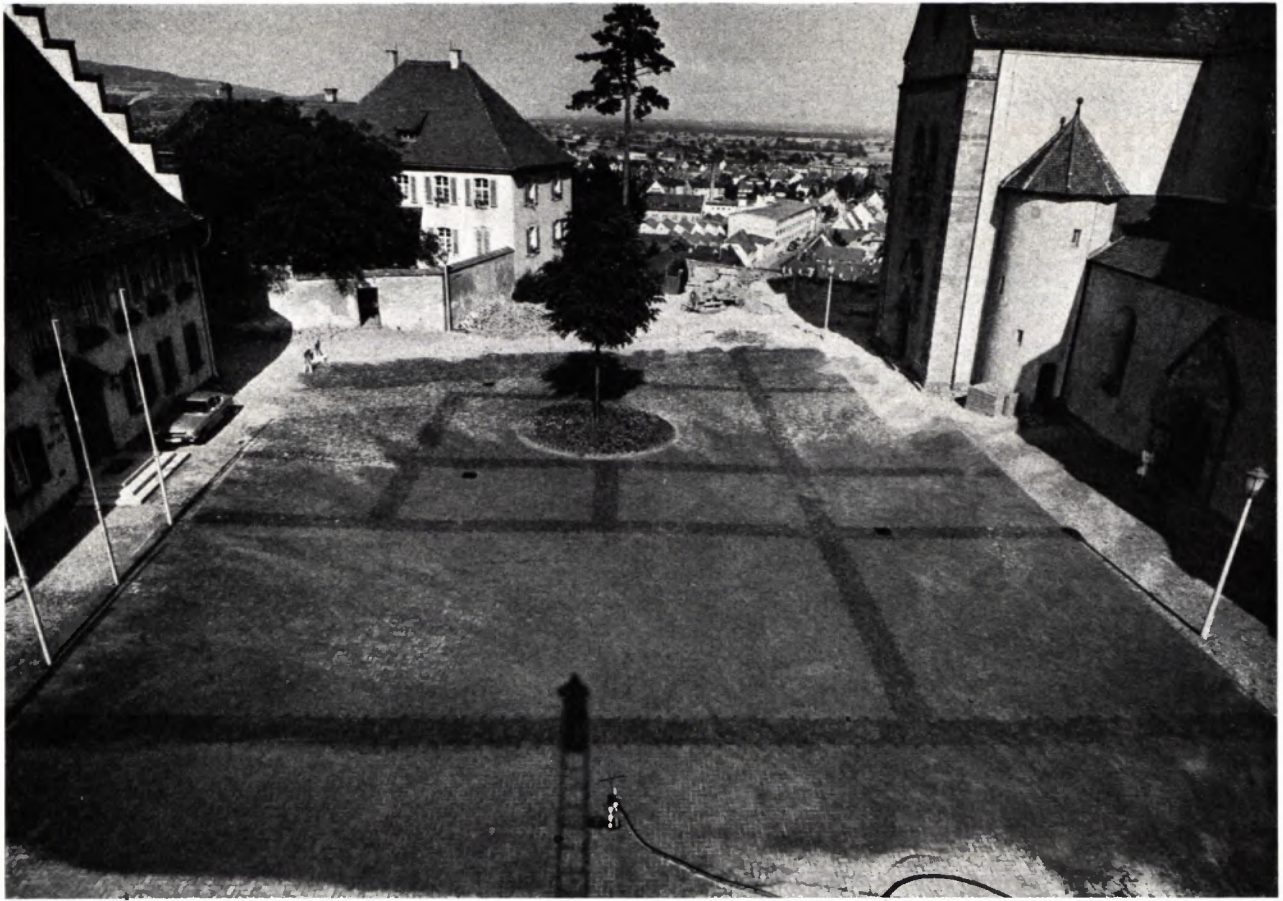


GRABUNGSBEFUND UND GRUNDRISSREKONSTRUKTION DES SCHALENTURMES AM OSTRAND DES MÜNSTERPLATZES. Mit diesem eher zufälligen Fund hat sich der bislang fehlende Beweis für das Vorhandensein einer umlaufenden Randbefestigung führen lassen.

und Münster nicht monatelang gesperrt bleiben konnte. Doch ergab sich schließlich eine Lösung fast von selbst: Beim Weiterbaggern konnte bald festgestellt werden, daß im Untergrund des Münsterplatzes außer den harten, widerstandsfähigen Fundamenten nichts übriggeblieben war – keine übereinanderliegenden Schichten, keine Böden oder Wohnhorizonte. Alle diese Zusammenhänge waren seit dem Mittelalter zerstört worden beim Ausheben zahlloser Grabgruben, die weit bis unter die Fundamentlagen hinabreichten. So bedauerlich dies war, eröffnete sich daraus doch eine Möglichkeit: Da keine Gefahr bestand, wichtige Schichtbefunde zu zerstören, konnten die römischen Mauern abschnittsweise mit dem Bagger freigelegt und dazu noch weitere Suchschnitte maschinell ausgehoben werden. Auf diese Weise gelang es in relativ kurzer Zeit, den Grundriß eines großen Baukomplexes (Abb. S. 11) wiederzugewinnen, der mit seinen fast einen Meter starken Außenmauern beinahe so wie eine Art von kleinerem Kastell innerhalb des großen wirkte. Wahrscheinlich haben wir in diesem vielräumig unterteilten Bau den Sitz des Kastellkommandanten vor uns, in dem auch die Wohn- und Diensträume der höheren Offiziere untergebracht waren. Am Süden des Berges gelegen, war dieser teilweise wohl zweigeschossige Bau besonders gut geschützt: bei einer Belagerung war er von der Angriffsseite her mit Geschossen nicht zu erreichen.

Am Ostrand des Münsterplatzes, wo heute eine hohe Stützmauer das Plateau begrenzt, konnte schließlich noch ein kleines Teilstück der Randbefestigung freigelegt werden. Trotz der steil abfallenden Hänge hatte man das Kastellgelände ringsum gesichert und auch an den weniger gefährdeten Seiten mit Türmen verstärkt. Von einem solchen Turm, der bastionsartig vorsprang, und von der zwei Meter starken Außenmauer waren allerdings nur noch Rudimente erhalten. Trotzdem ließen sich einige wichtige Feststellungen treffen. Zunächst zeigten Mauer- und Turmfundament die gleichen bautechnischen Eigenheiten wie das Gebäude im Kastellinnern. Ungefähre Gleichzeitigkeit, jedenfalls aber Zugehörigkeit zur gleichen geschichtlichen Periode, ist damit gesichert. Außerdem ließ sich der Grundriß des Turmes aus den vorhandenen Teilstücken rekonstruieren (Abb. oben). Als halbrund vorspringender, innen anscheinend offener Schalenturm weicht er im Bauschema deutlich von den Rechtecktürmen ab, die das Haupttor im Norden flankierten. Man war also offenbar bemüht, eine jeweils der besonderen Situation entsprechende bauliche Lösung zu finden.

Schließlich war diesem kleinen Rest der Befestigung, der wohl nur durch Zufall den späteren Eingriffen in diesem Bereich (Stützmauer, Münsterchor) entgangen ist, noch ein weiterer Hinweis abzugewinnen, und zwar auf die äußere Form der ganzen Anlage. Anders



DER NEUGESTALTETE MÜNSTERPLATZ IN BREISACH. In der weiten, rötlich getönten Pflasterfläche des Platzes zwischen Rathaus (links) und Stephansmünster zeichnet sich durch die Verwendung dunkelgrauen Pflastersteinmaterials der Grundriß des nur in Teilen erfaßten großen spätrömischen Gebäudekomplexes deutlich und eindrucksvoll ab.

als bei den Limeskastellen, die unabhängig von den Geländeverhältnissen nach einem festen Schema gebaut wurden, suchte man bei der Errichtung spätantiker Grenzbefestigungen topographische Gegebenheiten auszunutzen. Trotzdem gibt es zahlreiche Anlagen, die rechteckige oder andere regelmäßige Grundrisse aufweisen. Breisach gehört mit Sicherheit nicht zu dieser Gruppe. Die Lage von Turm und Umfassungsmauer zeigt vielmehr deutlich, daß man die Vorteile der Berglage (Abb. S. 7) konsequent ausnützte. Dies war am besten zu erreichen mit einer Mauerführung, die dem äußersten Rand des Hochplateaus folgte, so daß Steilhang und Befestigung fast ineinander übergingen. Der defensive Charakter der ganzen Anlage, und damit auch die Situation, in der sich das spätrömische Reich an seiner Nordgrenze befand, wird in diesem Verzicht auf alte militärische Bautraditionen besonders evident.

Obwohl die Mauern zum Teil nur sehr knapp unter der heutigen Oberfläche liegen (Abb. S. 9), war eine sichtbare Erhaltung aus verschiedenen Gründen nicht möglich. So entschloß sich die Stadtverwaltung, den ergrabenen Grundriß im Pflaster mit andersfarbigen Steinen auslegen zu lassen (Abb. oben) und damit die Spuren des ältesten Steinbaus auf dem Münsterberg – und zugleich des größten spätantiken Baukomplexes auf südwestdeutschem Boden – oberirdisch sichtbar zu machen.

Dem Besucher des Breisacher Berges bietet sich auf dem großen Platz jetzt ein eindrucksvolles Bild: Vor dem Hintergrund des romanischen Münsters der Grundriß des spätrömischen Baus. Hier wird in seltener Deutlichkeit ein geschichtlicher Zusammenhang erkennbar: Kirche und Kastell an gleicher Stelle weisen auf die Kontinuität des Platzes, die auch die „dunklen Jahrhunderte“ zwischen dem Abzug der römischen Truppen (um 400 n. Chr.) und der ersten Erwähnung eines frühmittelalterlichen Kastells im 10. Jahrhundert überspannt.

ZUM AUTOR: Gerhard Fingerlin, Dr. phil. und Oberkonservator, ist bei der Außenstelle Freiburg des LDA als Leiter der Abteilung II (Bodendenkmalpflege) tätig.

## Hartmann Reim: Ein alamannischer Friedhof bei Fridingen a.D., Kreis Tuttlingen

Der Zufall spielt bei der Entdeckung archäologischer Funde eine bedeutende Rolle. Überall dort, wo Eingriffe in den Boden vorgenommen werden, sei es bei der Ausschachtung von Baugruben, bei der Trassierung von Straßen oder bei sonstigen Erdbewegungen, können solche Funde unvermittelt und unerwartet ans Licht kommen. In vielen Fällen wird ihre Bedeutung nicht erkannt, oft überläßt man sie mutwillig der Vernichtung, um die lästige Verzögerung der Arbeiten durch den Archäologen zu umgehen, und jedenfalls noch viel zu selten werden sie als wertvolle Zeugnisse menschlicher Vergangenheit den zuständigen Stellen gemeldet – so wie es das neue Denkmalschutzgesetz verlangt – und damit der Nachwelt erhalten.

Ein derartiger Zufall war es auch, der im Frühjahr 1971 westlich der an einer der landschaftlich reizvollsten Stellen im Donautal gelegenen Stadt Fridingen bei Kanalisationsarbeiten in der Flur „Spital“, einem Neubaugebiet, Fundgegenstände und Knochen aus dem Boden treten ließ: unter anderem stark vom Rost zerfressene Eisenschwerter, eiserne Messer, eine Lanzen spitze und mehrere Bronzegegenstände. Besondere Aufmerksamkeit fand eine vergoldete Bronzeschnalle. Erfreulicherweise wurden in Fridingen diese Fundstücke aufgesammelt. Auch verschwanden sie nicht unbemerkt in Privatbesitz, wo sie der Wissenschaft wohl für immer entzogen gewesen wären, sondern wurden unverzüglich der Außenstelle Tübingen des Landesdenkmalamtes als der im Regierungsbezirk Südwürttemberg-Hohenzollern für Bodenfunde zuständigen Behörde gemeldet.

Ein erster Augenschein der Archäologen machte sofort deutlich, daß die Funde alamannischer Herkunft waren und aus durch den Bagger zerstörten Gräbern eines alamannischen Friedhofs stammen mußten. Da das betreffende Gelände überbaut werden sollte, schien eine vorherige archäologische Untersuchung dringend erforderlich.

Wir kennen aus Württemberg bislang etwa 800 alamannische Gräberfelder, so daß die oft geäußerte Frage, ob es sich überhaupt noch lohne, ob es wissenschaftlich sinnvoll und auch finanziell vertretbar sei, weitere Gräberfundstellen zu untersuchen, auf den ersten Blick durchaus berechtigt erscheint. Der Verneinung dieser Frage läßt sich entgegenhalten, daß es sich bei den 800 bekannten Fundstellen keineswegs immer um vollständig untersuchte Gräberfelder handelt, sondern in den meisten Fällen um zufällig bei Bauarbeiten zutagegetretene alamannische Grabfunde, die zwar

auf einen Friedhof schließen lassen, jedoch nur den zufälligen und vergleichsweise wenig aussagekräftigen Ausschnitt eines Gesamtgräberfeldes darstellen. Hat man nun die Möglichkeit, einen Friedhof vollständig auszugraben, so ist dies für die archäologische Wissenschaft von ganz besonderer Bedeutung und Wichtigkeit, da erst an einem umfangreichen und in sich geschlossenen Fundmaterial die vielfältigen, dem heutigen Stand der Forschung entsprechenden Detailuntersuchungen durchgeführt werden können. Genannt seien unter anderem Untersuchungen zur Bestattungssitte, ferner die formenkundliche und kunsthandwerkliche Einordnung der Fundgegenstände, die wiederum zusammen mit der Beigabensitte Aufschlüsse über die Sozialstruktur der damaligen Bevölkerung ermöglicht. Die anthropologische Untersuchung des Skelettmaterials, Aufschlüsse über das Geschlecht und die Körpergröße der Bestatteten, Erkenntnisse über krankhafte Veränderungen des Knochenbaus, über Hiebverletzungen und zeitgenössische Heilversuche, über Zahnerkrankungen usw. können am Skelettmaterial eines in sich geschlossenen Friedhofs besser durchgeführt bzw. gewonnen werden und sind wissenschaftlich ergiebiger und aufschlußreicher als Untersuchungen an Einzelskeletten, die aus dem Zusammenhang gerissen sind. Weiterhin ist es für die Ortsgeschichte von einiger Wichtigkeit, wenn man angeben kann, wann in dem zugehörigen Gräberfeld die ersten Bestattungen vorgenommen wurden und zu welcher Zeit man den Friedhof wieder aufgelassen hat. Diese wissenschaftlichen Erwägungen waren es, die uns veranlaßten, den Friedhof in Fridingen a. D. in seiner Gesamtheit zu untersuchen.

Die Grabung dauerte von April bis Ende Oktober 1971. Insgesamt wurden 307 Gräber mit etwa 320 Bestattungen ausgegraben. Die Gräber 308–320 waren schon bei den Kanalisationsarbeiten angeschnitten worden und sind deshalb auf dem Gesamtplan nur in ihrer ungefähren Lage eingetragen (Abb. S. 13). Da der Straßenbereich bereits aufgeschottert war und nicht mehr untersucht werden konnte, müssen wir mit einer Gesamtzahl von mindestens 350 bis 370 Gräbern rechnen. Grabungstechnisch wurde so vorgegangen, daß zunächst der Humus parzellenweise vorsichtig mit dem Bagger abgeschält wurde. Die Grabgruben zeichneten sich dann im gelblichen, mit Kalksteinsplitt durchsetzten anstehenden Lehm als dunklere Verfärbungen relativ deutlich ab. Die Gräber waren unterschiedlich weit eingetieft. Manche lagen nur 30 bis 40 Zentimeter unter dem Humus, andere waren bis zu zwei Meter unter das heutige Bodenniveau eingegraben. In selte-

### Ein Grabhügel der älteren Eisenzeit von Tübingen-Kilchberg

Staatlich geschütztes Kulturdenkmal

Top. Karte 1:25 000, Blatt 7520  
Top. Karte 1:50 000, Blatt L 7520

**Lage:** 400 m nordöstlich der Kirche von Kilchberg. Zufahrt mit dem Wagen: 650 m östlich des Bahnhofs Kilchberg Abzweigung von der L 370 nach Süden in ein Neubaugebiet, dort nach links durch die Umlandstraße bis zur Silberstraße, an deren Ostseite sich der Grabhügel befindet.

**Beschreibung:** Der Hügel liegt auf der Niederterrasse des Neckars in einem ebenen Gelände, das ständigen Anschwemmungen aus den südlich anschließenden Hängen des Rammerts und vor der Flußregulierung auch dem Hochwasserschutt ausgesetzt war. Dadurch erklärt sich seine Lage mehr als 1 m unter der modernen Oberfläche.

Der Grabhügel mißt ca. 13 m im Durchmesser. Er wird von einem lückenlosen Kranz aus 48 senkrecht gestellten, rund 70 cm hohen Platten aus Stubensandstein eingefäßt (Abb. 1), von denen zwei eine geometrische Verzierung aus konzentrischen Kreisen tragen (Abb. 2, D). Nach der Grabung wurde der Hügel neu aufgeschüttet; seine ursprüngliche Höhe ist jedoch nicht gesichert. Auf dem Scheitel steht eine Steinfigur, die eine menschenähnliche Gestalt darstellen soll. Der Kopf ist auf Vorder- und Rückseite mit verschiedenen geometrischen Mustern überzogen (Abb. 3 c – d).

**Grabung:** Der Hügel wurde im Sommer 1968 im Auftrag des Staatl. Amtes für Denkmalpflege Tübingen ausgegraben (Abb. 2). Er enthielt zwei Bestattungen, die beide im Zentrum lagen. Von der älteren (Grab 1) hatten sich nur geringe Reste erhalten — Spuren einer Holzkammer und Bruchstücke eines verzierten Gefäßes, das eine kleine Schale enthielt. Diese Keramik datiert das Grab in die ältere Hallstattzeit (8.–7. Jahrhundert v. Chr.). Die zerstreut gefundenen kleinstückigen, verbrannten Knochen weisen darauf hin, daß der Tote gemäß dem Bestattungsritus seiner Zeit verbrannt worden war. Über diesem Grab war der Hügel aufgeschüttet worden. Ein zweites Grab hatte

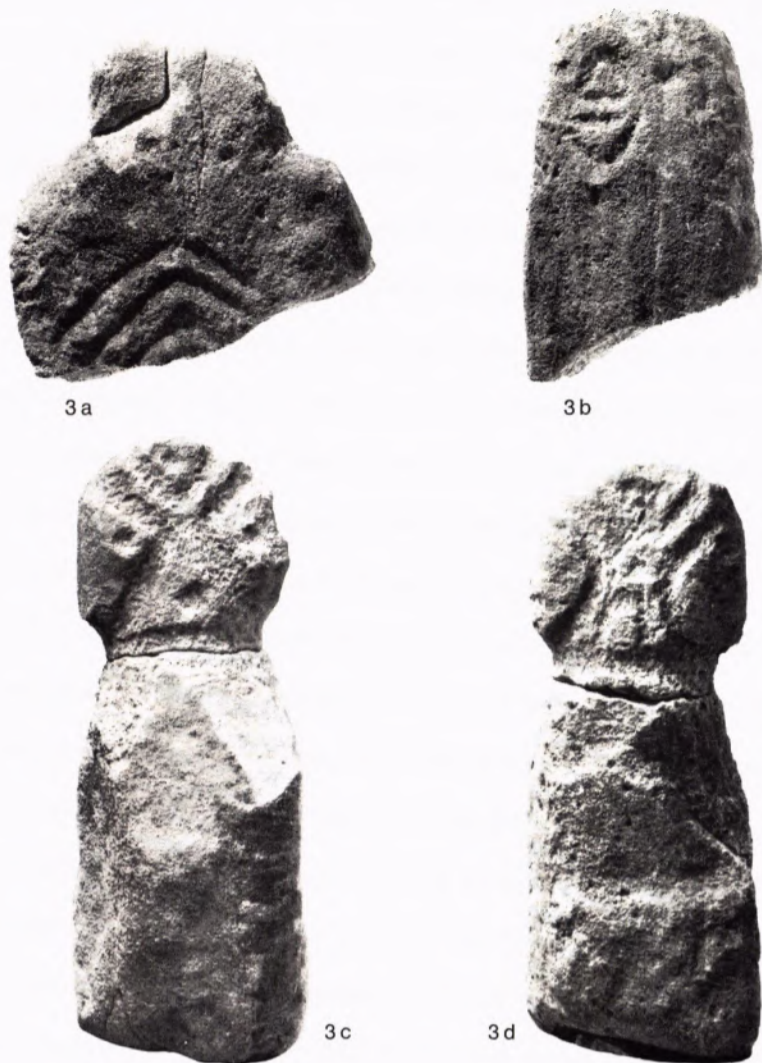


Abb. 3. Die Grabstelen. a. Stele B. Höhe 45 cm. — b. Stele A. Höhe 30 cm. — c. Stele C. Höhe 120 cm. Vorderseite. — d. Stele C. Rückseite.

Herausgegeben vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg,  
Stuttgart, Eugenstraße 3  
Gedruckt mit Mitteln aus der Stiftung Würthner

noch durch reichen goldenen Frauenschmuck des 3. Jahrh. n. Chr. ausgezeichnet ist. Wie die Schlußmünzen dieser Schatzfunde zeigen, wurden sie kurz nach 302/303 n. Chr. vergraben.

**Geschichte:** Die erste Ansiedelung dürfte schon in der 1. Hälfte des 3. Jahrh. n. Chr. vorhanden gewesen sein. Vereinzelt Funde dieser Zeit sprechen dafür. Das Kastell selbst, das im »Itinerarium Antonini« an der Römerstraße Bregenz–Kempten liegt, wurde nach 260 erstmals als Verteidigungsanlage errichtet. Der Spitzgraben A gehört zu dieser ältesten militärischen Anlage. Wohl unter Kaiser Probus (276–282) wurde es in Stein ausgebaut und bildete so ein wichtiges Glied innerhalb des spätrömischen Donau-Iller-Rhein-Limes, der das römische Weltreich gegen das seit 260 n. Chr. durch die Alamannen besetzte Südwestdeutschland schützen sollte. In der Zeit zwischen 283 und 288 n. Chr. wurde das Lager von Alamannen zerstört, jedoch nach dem erfolgreichen Alamannenfeldzug Kaiser Diokletians 288 erneut aufgebaut. Kurz vor der Jahrhundertwende wurde das Kastell mit der Ala (Reitereinheit) II Valeria Sequanorum belegt. Wie die Schatzfunde zeigen, erfolgte kurz nach 302/303 eine erneute Zerstörung. Während des 4. nachchristl. Jahrh. war das Kastell ununterbrochen besetzt, bis es am Ende des 4. Jahrh., sicherlich aber vor 406 n. Chr. endgültig aufgegeben werden mußte. Zu diesem Zeitpunkt war der Untergang des weströmischen Reiches endgültig besiegelt.

**Literatur:** E. Paulus, Ausgrabung des Römerkastells bei Isny (Württ. Vierteljahresh. f. Landesgesch. 6, 1883, 46 f.). — P. Goessler, F. Hertlein u. O. Paret, Die Römer in Württ. 1 (1928) 164 f.; 2 (1930) 191 ff. — P. Reinecke, Kleine Schriften zur vor- u. frühgeschichtl. Topographie Bayerns (1962) 39 ff. — J. Garbsch, Der spätrömische Donau-Iller-Rhein-Limes. Kleine Schriften zur Kenntnis der römischen Besetzungsgeschichte Südwestdeutschlands, 6 (1970) 12 f. Abb. 7–12, 30. — ders., Spätrömische Schatzfunde aus Kastell Vermania. Germania 49, 1971, 137 ff. — ders., Grabungen im spätrömischen Kastell Vermania. Vorbericht über die Kampagnen 1966–68. Fundber. Schwaben NF 19, 1971, 207 ff.

Stuttgart, im März 1972

D. Planck

Herausgegeben vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg,  
Stuttgart, Eugenstraße 3  
Gedruckt mit Unterstützung des Landkreises Wangen

### Das spätrömische Kastell VEMANIA bei Burkwang, Gemeinde Großholzleute, Lkr. Wangen

Staatlich geschütztes Kulturdenkmal

Top. Karte 1:25 000, Blatt 8326  
Top. Karte 1:50 000, Blatt L 8326

**Lage:** Etwa 2 km östl. von Isny. Zufahrt mit dem Wagen von Isny über Kleinhaslach bis zur Kreuzung nach Rotenbach bzw. Burkwang. Von hier zu Fuß den Feldweg in östl. Richtung bis zur Westecke des Kastells.

**Beschreibung:** Das Kastell liegt auf einem spornartigen Moränenhügel, der sich ungefähr 12 m über die Talaue der Unteren Argen erhebt. Das z. T. künstlich planierte Plateau besitzt einen trapezförmigen Grundriß von 60–80 m Länge und 40–45 m Breite. Ost- und Nordhang sind sehr steil und bieten einen natürlichen Schutz. Die davorliegende Talaue war in antiker Zeit versumpft. Die leicht zugängliche Süd- und Westseite wurde durch einen noch sichtbaren 12 m breiten und 3 m tiefen Spitzgraben vom sanft nach Westen abfallenden Vorland abgeschnitten.

**Geschichte der Erforschung:** Die frühesten Grabungen sind aus dem Jahr 1490 bekannt, als Abt Georg vom Kloster Isny zwei Isnyer Bürgern die Erlaubnis zur Suche nach verborgenen Schätzen erteilte. 1855 suchte man nach einem hier vermuteten Isstempel, dessen Existenz mit der volksetymologischen Deutung des Namens Isny in Verbindung gebracht wurde. E. Paulus d. J. 1882 und G. Bersu 1926 führten die ersten wissenschaftlichen Ausgrabungen durch. In jüngster Zeit (1966 bis 1970) wurde das Kastell von der Kommission zur archäologischen Erforschung des spätrömischen Raetien der Bayer. Akad. der Wissenschaften in München in Verbindung mit dem Staatl. Amt f. Denkmalpflege Tübingen durch J. Garbsch planmäßig untersucht.

**Befunde:** Das Kastell besaß an der West- und Südseite eine 1,5–1,8 m breite Wehrmauer, die von Türmen unterbrochen wurde (Abb. 1). Zwischen Mauer und Graben lag eine 6–7 m breite Berme. An der Nordwestseite befand sich das einzige Tor des Kastells, das von zwei nach außen vorspringenden, fast halbrunden Türmen flankiert wurde. An der Ostseite wurde eine 1 m breite Umfassungsmauer festgestellt. Im

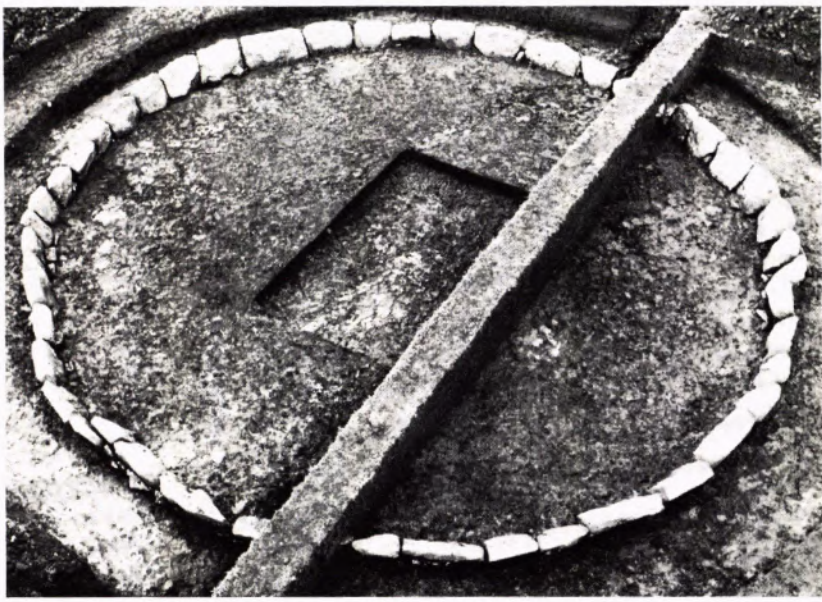


Abb. 1. Der Steinkreis nach der Grabung.

man erst in späterer Zeit in den fertigen Hügel eingebracht, wobei man die erste Bestattung größtenteils zerstörte. Die jüngere, 2,0 m auf 3,4 m große Grabgrube enthielt auf ihrer bis in den anstehenden Boden eingetieften Sohle die Skelettreste eines Mannes, der als Beigaben u. a. ein eisernes Messer, eine bronzene Gewandbrosche und einen goldenen Ohrring mitbekommen hatte. Diese Funde gehören der jüngeren Hallstattkultur, dem 6. vorchristlichen Jahrhundert, an. Der Tote war mit einer Steinpackung überdeckt, die Bruchstücke von zwei kleineren Steinfiguren enthielt (Abb. 2, A und B). Alter und Herkunft dieser Stelen lassen sich nicht mit Sicherheit nachweisen. Da es sich um eine Wiederverwendung handeln dürfte, kann angenommen werden, daß sie in die Zeit des älteren Grabes gehören. Beide Bruchstücke stellen je den oberen Teil einer menschlichen Figur dar. Die eine zeigt eine einfache Gesichtsbildung (Abb. 3 b), bei der anderen Figur ist das Gesicht auf die Darstellung der Augen reduziert, auf der Brust trägt sie drei Winkel (Abb. 3 a). Die große Stele, die über dem jüngeren Grab 2 aufgerichtet worden war, war von ihrem Platz auf der Hügelspitze herabgefallen und wurde liegend am Fuße des Steinkreises aufgefunden (Abb. 2, C). Alle drei Stelen sind aus Stubensandstein gefertigt, der im Rammert ansteht. Die Originale und die Funde liegen im Württ. Landesmuseum in Stuttgart.

Der Hügel wurde 1972 wiederhergestellt. Die Mittel stellten Frau Dr. E. Würthner, Schweningen, aus einer Stiftung ihres verstorbenen Mannes, der Landkreis Tübingen und die Denkmalpflege zur Verfügung.

Literatur: A. Beck, Ein hallstattzeitlicher Grabhügel von Tübingen-Kilchberg (Archäologisches Korrespondenzblatt 1, 1971, 101 ff.).

Tübingen, im Oktober 1972

A. Beck

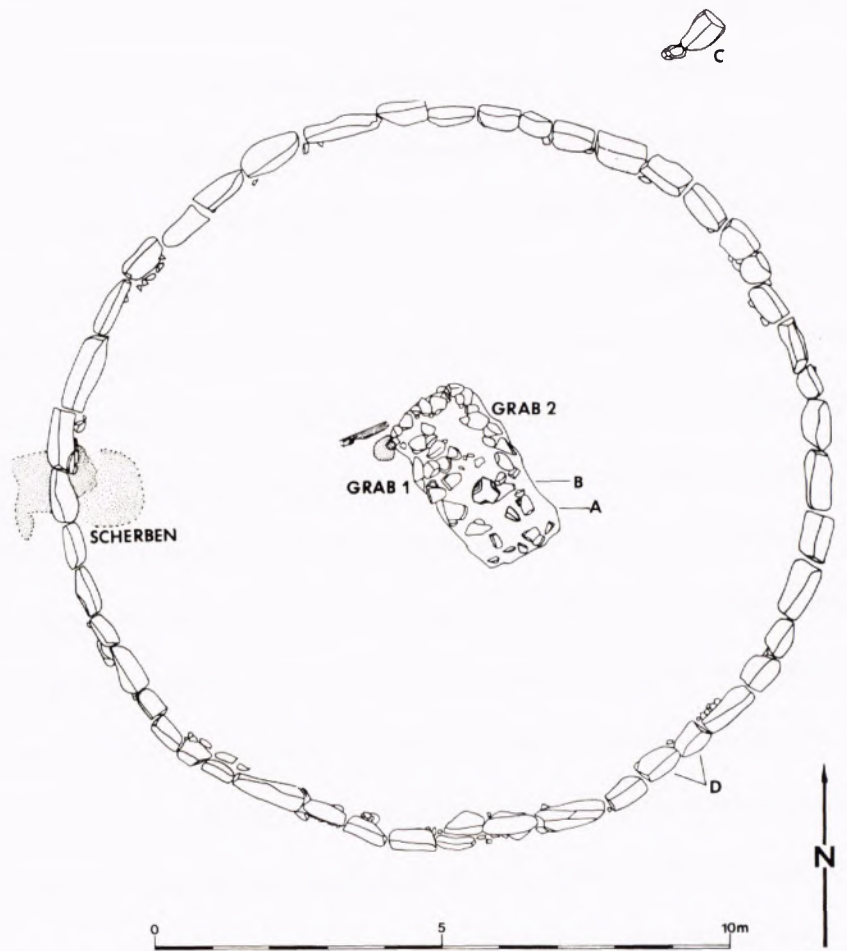


Abb. 2. Plan der Grabungsbefunde.

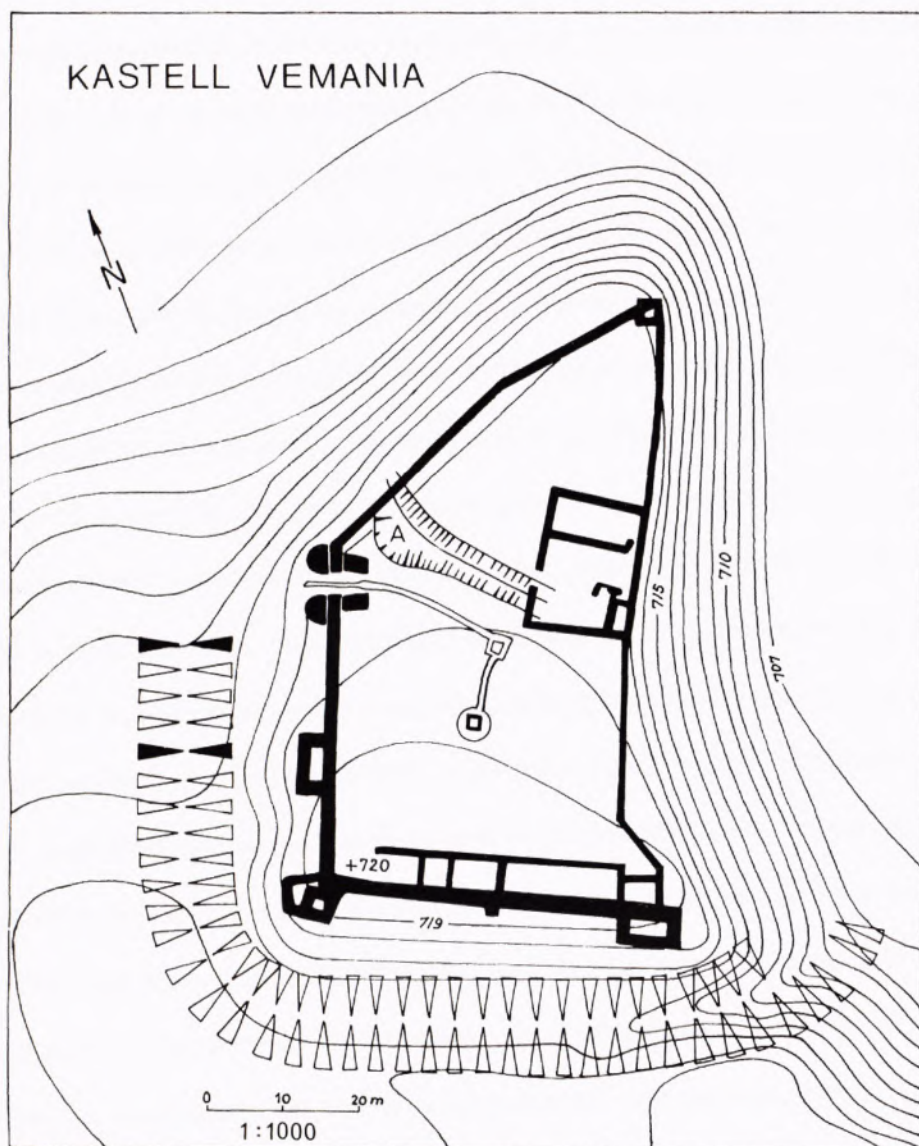


Abb. 1. Grundriß (nach Garbsch).

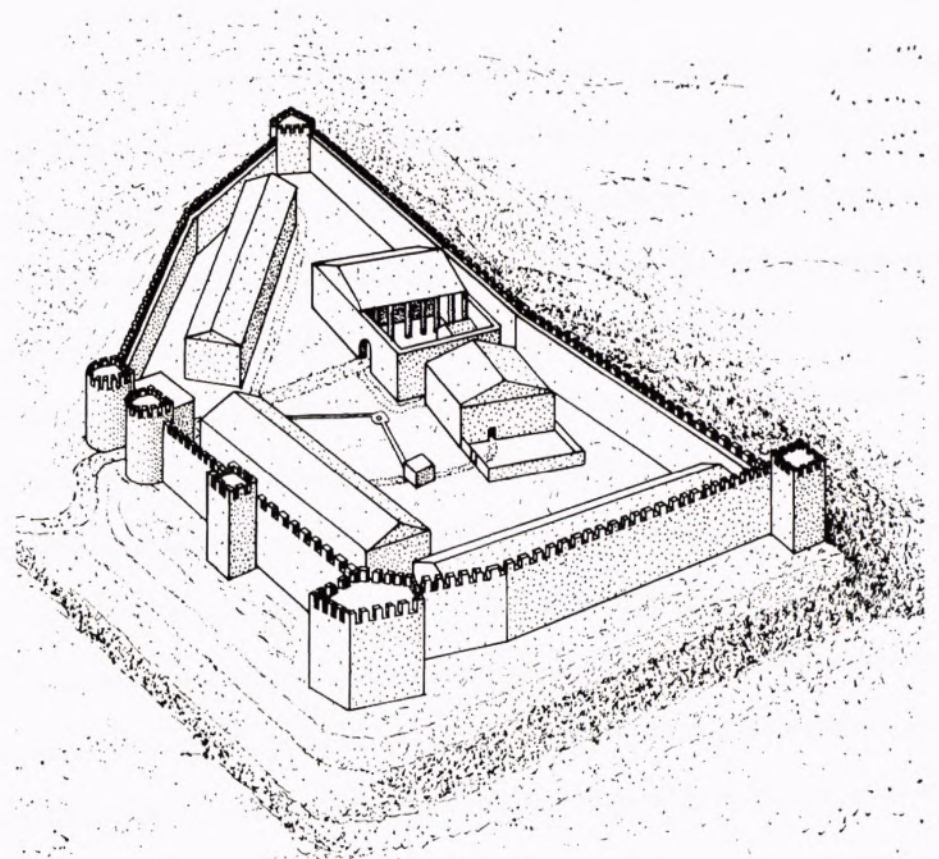
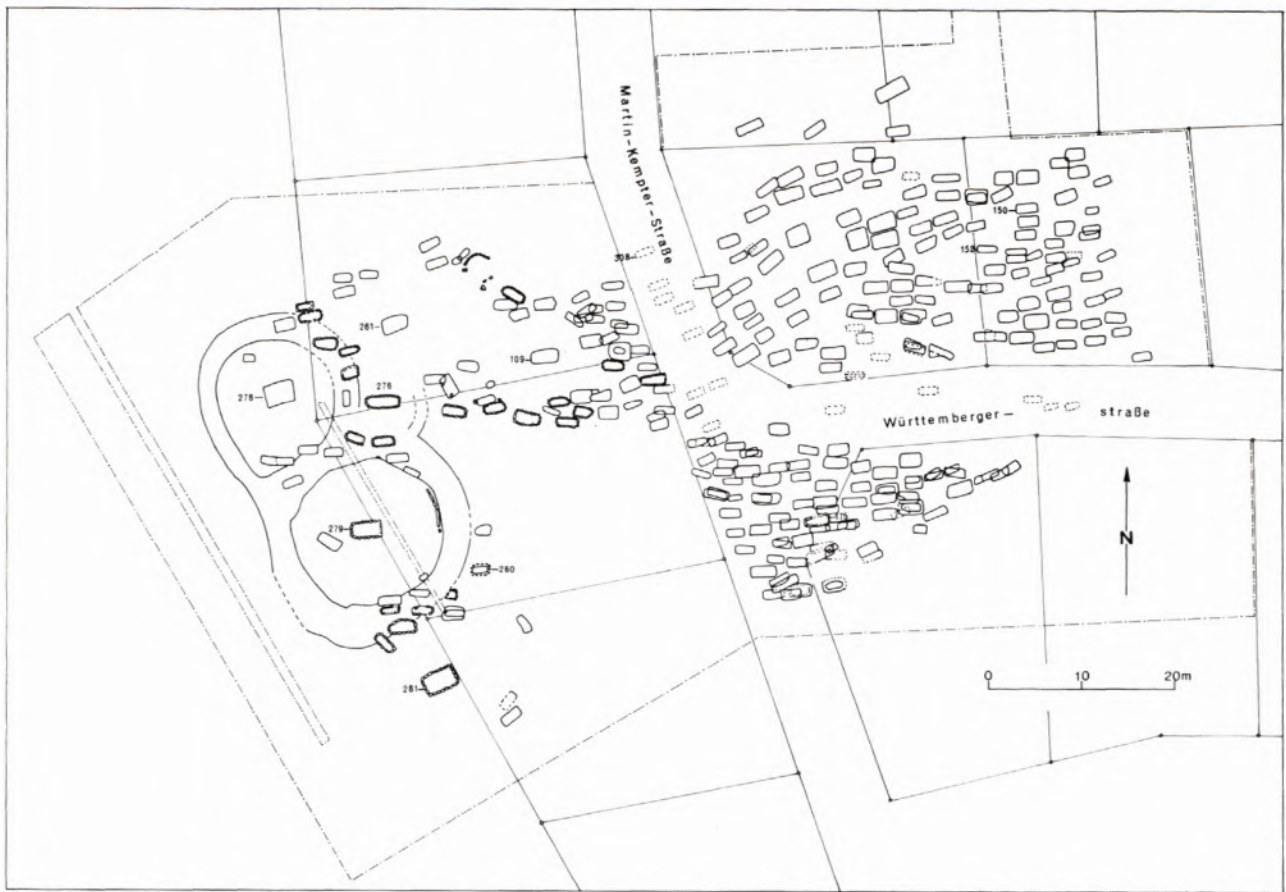


Abb. 2. Kastell VEMANIA. Rekonstruktion (nach Garbsch).

Innenraum fand man Spuren von Kasernen und Stallungen entlang der Wehrmauer sowie eines ziegelgedeckten Steinbaues, der von Garbsch als Unterkunft des Kommandanten gedeutet wird. Zwei große Brunnen dienten der Wasserversorgung. Außerdem konnten die Reste einer Eisenschmiede nachgewiesen werden. Ein 5 m breiter und 1,7 m tiefer Graben (A auf Abb.1) bildete die Befestigung der älteren Kastellanlage auf dem nördlichen Zipfel des Hügels. Die Grabungen erbrachten zahlreiche Funde, von denen die über 2000 Münzen für die Geschichte des Kastells besonders wichtig sind. Zu erwähnen sind auch drei Schatzfunde mit insgesamt über 1000 Münzen, von denen einer





GESAMTPLAN DES ALAMANNISCHEN FRIEDHOFS BEI FRIDINGEN/DONAU. Das Gräberfeld, von dem sich jetzt noch 307 Grabstellen untersuchen ließen, das deren aber mindestens 350 bis 370 umfaßt haben dürfte, breitet sich in west-östlicher Richtung aus. Auffallend durch allerlei Besonderheiten der Gräberbereich westlich der Martin-Kempler-Straße: nur hier waren Gräber mit einer Umrandung aus trocken gemauerten Kalksteinen anzutreffen, und wieder nur hier ließen sich Bestattungen finden, die durch Ringgräben (Gräber 276, 278 und 279) umkreist oder von einem Kranz anderer Bestattungen umzingelt wurden (Gräber 109 und 261). Sie scheinen mit heute abgängigen Erdhügeln überdeckt und – wofür sowohl die Größe der Grabgruben als auch die Kostbarkeit der Beifunde sprechen – der Bestattungsort vornehmer, wohl doch adeliger Toter gewesen zu sein. Grab 281 wird nach Lage und Größe dieser Gruppe von „Zentralgräbern“ zugerechnet werden dürfen, die, zeitlich gesehen, eher ans Ende der Belegung des Friedhofes (späteres 7. Jahrhundert) gehören, während dessen früheste, nach dem Grabinventar auf etwa die Mitte des 6. Jahrhunderts zu datierende Bestattungen in der östlichen Hälfte des Areals angetroffen wurden (z. B. Grab 150).

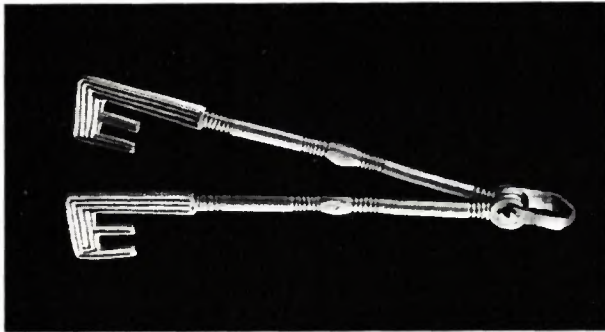
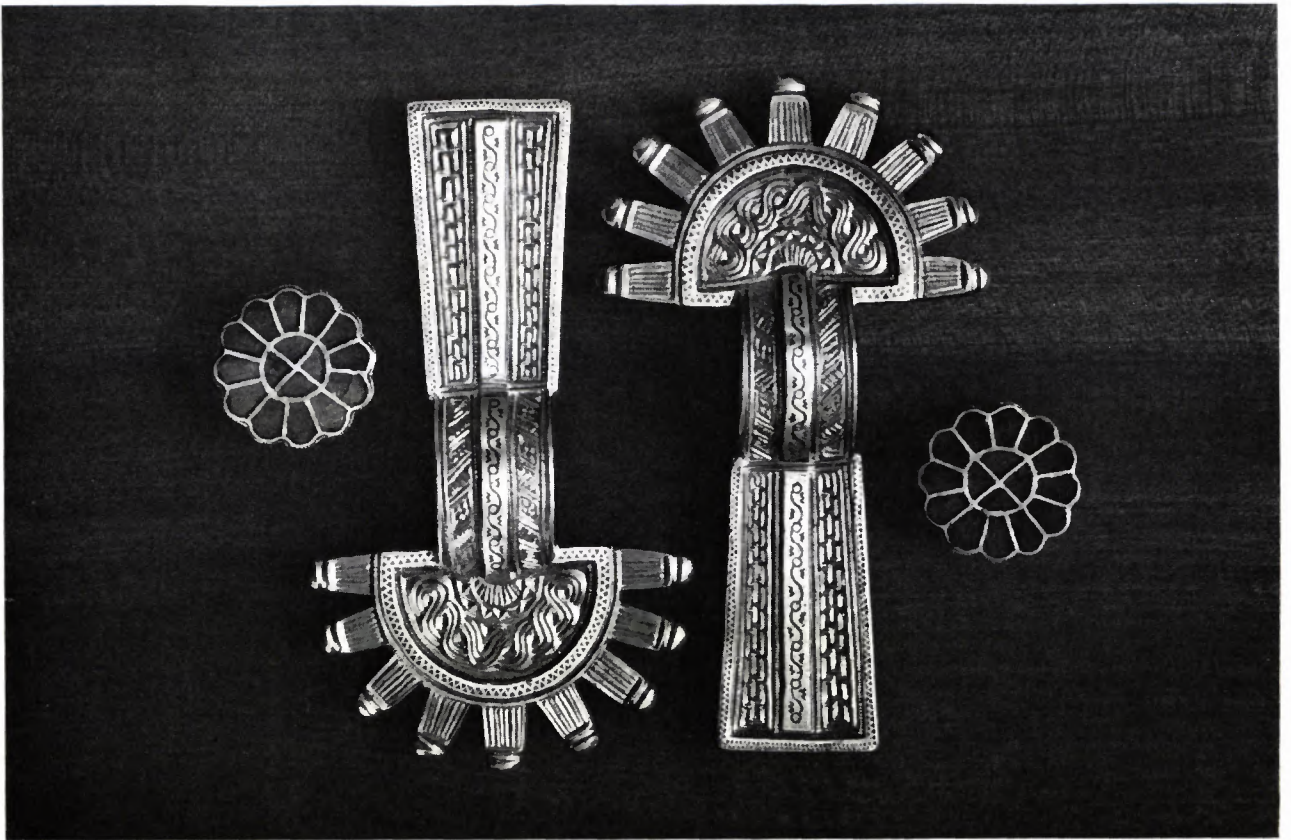
nen Fällen haben sich die Reste der Holzsärge erhalten, die als millimeterdünne inkohlte Faserspuren noch zu erkennen waren. Zwei Sargformen konnten unterschieden werden: einmal Baumsärge, die aus ausgehöhlten Hälblingen gearbeitet waren, zum anderen einfache Holzkisten. Teilweise waren die Gräber mit einer Einfassung aus trockengemauerten Kalksteinen umgeben. Grab 260, das Grab eines jungen Mädchens, war mit fünf sorgfältig bearbeiteten Tuffsteinplatten umstellt und mit einer großen Tuffsteinplatte abgedeckt.

Auffallend und für einen alamannischen Friedhof geradezu ungewöhnlich war die große Zahl der ausgeplünderten Gräber. Ungefähr drei Viertel der Bestattungen waren gestört. Die Störungen liegen bei den meisten Bestattungen im Brust- und Beckenbereich, doch fanden sich auch Gräber, bei denen kaum ein Knochen in seiner ursprünglichen Lage verblieben war. Es gibt Anhaltspunkte, die darauf hinweisen, daß die Beraubung relativ rasch nach der Grablegung oder nur eine oder zwei Generationen später erfolgt sein muß, obwohl eine alamannische Gesetzesaufzeichnung aus

dem Beginn des 7. nachchristlichen Jahrhunderts, der Pactus Alamannorum, Grabraub ausdrücklich unter Strafe stellte. Es heißt dort: „Und welchem Toten auch immer, sowohl einem getöteten wie dem, der natürlichen Todes starb, etwas weggenommen oder entwendet wird, er aus dem Grabe, wo er bestattet ist, ausgegraben und ausgeplündert wird, vergelte man, was man dort wegnahm, und zahle 80 Goldstücke.“

Die Beweggründe dieser Beraubungen können wir nicht mit Sicherheit angeben. Vielleicht waren es die Verknappung des Edelmetalls und die Verschlechterung der allgemeinen wirtschaftlichen Situation im 7. Jahrhundert, welche die Alamannen zur Plünderung der Gräber ihrer Vorfahren verleiteten.

Betrachten wir den Gesamtplan des Gräberfeldes (Abb. oben), so fallen die Schwankungen in der Orientierung der Grabgruben auf. Ost-West orientiert sind die Gräber im Ostteil und im südlichen Mittelteil des Friedhofes. Eine nahezu einheitliche Abweichung der Gräber nach Nordost-Südwest zeigt sich im nördlichen Mittelteil und am Südrand des Gräberfeldes. Westlich der



FUNDE AUS DEM FRAUENGRAB NR. 150. Diese Bestattung gehört zu den frühesten unseres Gräberfeldes. Sie läßt sich über ihre bemerkenswerten Beifunde etwa auf die Mitte des 6. Jahrhunderts datieren. Interessant vor allem das kleine, vorder- und rückseitig mit figuraler Schnitzerei bereicherte Elfenbeinplättchen (Abb. unten), das eine byzantinisch beeinflusste Arbeit aus dem oberitalisch-ravennatischen Raum ist. Kostbar die beiden silbervergoldeten Bügelfibeln und das Paar der rosettenförmigen Scheibenfibeln mit Almandineinlagen (Abb. oben), ebenso die beiden unter sich formgleichen Silberschlüssel (Abb. links), die kaum wohl zum Gebrauch bestimmt gewesen sein dürften. Das weiche Metall hätte sich bei Benutzung sofort verbogen. Auch spricht die Feinheit der Arbeit, insbesondere jedoch die Verzierung eher dafür, daß mit diesem Schlüsselpaar symbolisch auf die „Schlüsselgewalt“ der Frau als der Hüterin des Hauses hingewiesen werden sollte.





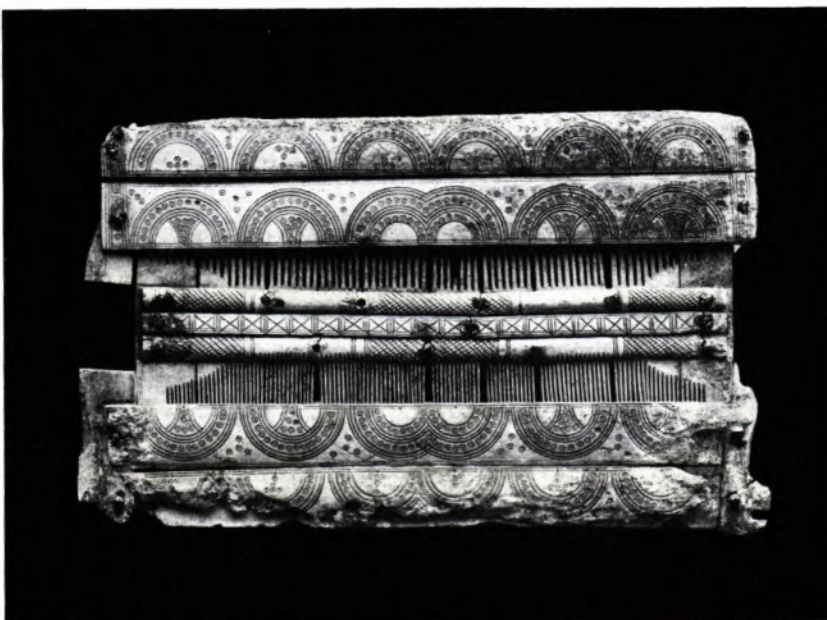
BÜGEL- UND VOGELFIBELN AUS GRAB 152. Silbervergoldet und mit Almandinen bereichert, sind diese prachtvollen Zierstücke einer Frau fränkische Arbeit, irgendwo im rheinisch-nordfranzösischen Raum entstanden und auf dem Handelsweg nach Fridingen gekommen. 6. Jahrhundert

GOLDENE SCHEIBENFIBELN AUS GRAB 278. Diese beiden Ziernadeln sind der aufs Ganze gesehen wahrscheinlich bescheidene Überrest der sicher überaus reichen Ausstattung des durch Beraubung gestörten Grabes 278, das zu den mutmaßlichen Adelsgräbern im Westteil des Fridinger Friedhofes zählt. Die Fibeln weisen reiche Filigranverzierung auf und sind mit Rubinglas- und Almandineinlagen bereichert.





FUNDSTÜCKE AUS VERGOLDETER BRONZE. Im Bild oben die Teile einer Gürtelgarnitur (Grab 308<sup>4</sup>), deren Sichtflächen mit Flechtbandmotiven überzogen und mit kleinen Almandrinrundeln besetzt sind. Die versilberten Nietköpfe wurden mit gekerbten Silberdrähten gerandet. Die in ähnlicher Weise ornamentierten Fundstücke im Bild unten sind Beschlagteile vom Pferdezaumzeug und wurden in dem gestörten Zentralgrab Nr. 109 gefunden. Späteres 7. Jahrhundert



ZWEIZEILIGER BEINKAMM MIT FUTTERAL. In Grab 52 gefunden, ist dieser Kamm ein besonders schönes Beispiel seiner in alamannischen Gräbern häufiger anzutreffenden Gattung. Man beachte die eingeritzte Verzierung, die sich bei den Beinstäbchen des Kammes ganz auf geradlinige Motive (Kreuz und Kreuzschraffen) beschränkt, während die beiden Schalenteile des Futterals mit reich variierten Kreis- und Halbkreis-mustern überzogen wurden.

Mitte variieren die Orientierungen am stärksten, bis zur Nord-Süd-Ausrichtung einiger Gräber. Ob diese Orientierungsschwankungen chronologisch bedingt sind, wird noch zu prüfen sein. Mit Ausnahme des Grabes 175 im südlichen Mittelteil kommen Gräber mit einer Umfassung aus trockengemauerten Kalksteinen nur im westlichen Friedhofsteil vor.

Den westlichen Abschluß des Gräberfeldes bilden drei kreisförmige Gräben – der größte hatte einen Durchmesser von 22 Meter –, die je eine zentrale Bestattung (die Gräber 276, 278 und 279) umschlossen. Sehr wahrscheinlich waren über diesen Zentralgräbern flache Erdhügel aufgeschüttet, die heute völlig verschleift sind. In die Kreisgräben sind noch einige Gräber eingetieft. Die Gräber 109 und 261 werden im Abstand von 4 bis 5 Meter von einem Kranz von Gräbern umgeben. Kreisgräben wurden hier nicht beobachtet, doch kann wohl angenommen werden, daß auch diese beiden zentral gelegenen Gräber von einem Hügel überdeckt waren. Ähnliche Verhältnisse sind auch bei Grab 281 anzunehmen.

Die Belegungsrichtung des Gräberfeldes geht von Ost nach West. Einige Funde können die zum jetzigen Zeitpunkt noch grobe Horizontalstratigraphie veranschaulichen. Die ältesten Gräber, die anhand der Befunde in die Mitte des 6. Jahrhunderts zu datieren sind, liegen in der Osthälfte des Friedhofs. Das ungestörte Frauengrab 150 ist für diese Zeitstufe charakteristisch. Hier fanden sich unter anderem zwei silbervergoldete neunköpfige Bügelfibeln sowie zwei silberne rosettenförmige Scheibefibeln mit Almandineinlagen auf gewaffelter Goldunterlage (Abb. S. 14). Am linken Oberschenkel der Toten lagen zwei silberne Schlüssel ohne jegliche Gebrauchsspuren (Abb. S. 14). Schlüssel finden sich fast ausschließlich in Frauengräbern und symbolisieren die Schlüsselgewalt, ein Recht, das der alamannischen Frau zustand. An einer Halskette hingen eine keltische Goldmünze, ein Viertelstater der Mediomatriker vom Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. und zwei Halbsiliqua des Theoderich, die zwischen 493 und 518 n. Chr. geprägt wurden. Den bedeutsamsten Fund dieses Grabes stellt ein beidseitig verziertes Elfenbeinplättchen dar (Abb. S. 14). Es handelt sich um eine byzantinische Arbeit aus Oberitalien, die im 6. Jahrhundert wohl in der Gegend von Ravenna gefertigt wurde. Es ist das erste Plättchen dieser Art, das bislang im alamannischen Raum gefunden wurde.

In dem zeitgleichen ungestörten Frauengrab 152 wurden ebenfalls zwei Bügelfibeln gefunden (Abb. S. 15). Sie sind stilistisch anders: aus der Kopfplatte und dem Bügel wachsen Vogelköpfe heraus, deren Augen mit halbkugeligen Almandinen ausgelegt sind. Im Schulterbereich der Toten lagen zwei silbervergoldete Vogel-fibeln mit Almandineinlagen in Augen, Flügeln und Schwanz. Sind die beiden Bügelfibeln aus Grab 150 als einheimische alamannische Fabrikate anzusprechen, so weisen sich die Fibeln mit Vogelköpfen als nordfranzösisch-rheinische Formen aus, sind also in fränkischen Werkstätten gefertigt worden und auf dem Handelsweg nach Fridingen gelangt. Fridingen a. D. ist bisher der östlichste Fundpunkt, an dem solche Fibeln gefunden wurden.

Die Gräber im mittleren Teil des Friedhofs, vor allem die Gräber mit einer Einfassung aus Trockenmauerwerk, gehören bereits in die Mitte, beziehungsweise ans Ende des 7. Jahrhunderts. Aus dem Kanalisationsgraben, wohl aus Grab 308, stammt eine bronzevergoldete Gürtelgarnitur mit Schnalle, Gegenbeschlag, Rückenbeschlag und zwei seitlichen Beschlagteilen (Abb. S. 16). Die Oberflächen der Stücke sind mit Flechtbandornamenten und kleinen Almandinrundeln verziert. Die Nietköpfe sind versilbert und mit silbernen Kerbdrähten eingefasst. Vergleichsstücke aus Pfahlheim (Kreis Aalen), Ditzingen (Kreis Leonberg) und Wurmlingen (Kreis Tuttlingen) weisen auf eine Datierung der Garnitur ins späte 7. Jahrhundert n. Chr.

Wohl zeitgleich sind die bronzevergoldeten Beschlagteile aus Zentralgrab 109, die zum Pferdezaumzeug gehören (Abb. S. 16). Leider war auch diese Bestattung gestört, vom Skelett keine Spur mehr vorhanden.

Nicht unerwähnt bleiben soll ein zweizeiliger Hornkamm mit Futteral aus Grab 52 (Abb. S. 16). Aus Grab 278, der zentralen Bestattung des nördlichen Grabhügels am Westrand des Friedhofs, stammen zwei goldene Scheibefibeln mit Goldfiligranverzierung sowie Rubinglas- und Almandineinlagen (Abb. S. 15). Da auch dieses Grab gestört war, können wir nur noch erraten, wie reich seine ursprüngliche Ausstattung gewesen sein muß. Es scheint uns durchaus berechtigt, dieses Grab als Adelsgrab anzusprechen.

Mit dieser, einer der jüngsten Bestattungen, die in die ersten Jahrzehnte des 8. nachchristlichen Jahrhunderts datiert werden kann, endet die Belegung des Gräberfeldes.

Anzusprechen ist abschließend noch die Frage nach der zum Gräberfeld gehörigen Siedlung. Im Umgebungsbereich der Fridinger Stadtkirche, einer Martinskirche, sind drei Fundstellen mit merowingerzeitlichen Gräbern bekannt geworden. Unklar ist, ob sie zu einem oder zu zwei Friedhöfen gehören. Wir können annehmen, daß sich aus der zu diesen Bestattungsplätzen gehörigen Siedlung der heutige Ort Fridingen entwickelt hat. Das neue, westlich der Donau gelegene Gräberfeld wird wohl nicht zum Ort Fridingen gehört haben, sondern ist eher mit einer uns noch unbekanntem Wüstung in Verbindung zu bringen. Wo diese einstige Siedlung gelegen hat und warum der Friedhof aufgegeben wurde, ist einstweilen unbekannt.

ZUM AUTOR: *Hartmann Reim, Dr. phil., ist als wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Außenstelle Tübingen des LDA für die Bodendenkmalpflege tätig.*

# Bodo Cichy: Der Helfensteiner Pferdestall in Wiesensteig, Kreis Göppingen

## Die Rettung eines wertvollen Fachwerkgebäudes

Fachwerk — das Wort löst Bilder aus und zumindest bei dem, der mit solchen Bildern nur über das Augenerlebnis umzugehen hat, angenehmes Erinnern. Man denkt an die anheimelnde, irgendwie froh und warm stimmende Atmosphäre eines der von Fachwerkgebäuden malerisch gerahmten Marktplätze etwa in Tübingen oder Schiltach, Mosbach oder Schorndorf, Strümpfelbach oder wo sonst immer ringsum im Lande. Man sieht sich durch schmale Gassen gehen, von hochragenden Fachwerkwänden wie von einem meisterlich-kunstvoll gezimmerten Wald umgeben, fühlt sich geborgen und nicht bedroht oder beengt durch die über den Köpfen freundnachbarlich aufeinander zuwachsenden, stufenweise vorkragenden Stockwerke und Giebel der Häuser und wird eigentlich durch nichts anderes beängstigt als durch die Lästigkeit der straßenbreiten Autos.

Dies ist das eine, romantisch unterlegte und dem erlebenden Schauen zugeteilte Bild, das sich dem Wort „Fachwerk“ verbindet. Ein gutes Bild, das zu erhalten oder, wo immer das möglich wird, wieder zu gewinnen auch im Trachten des Denkmalpflegers steht. Aber es zeigt eben nur die eine, wenn man so will, die Lichtseite, während die meist viel schattigere Kehrseite, die dem Fachwerk aus allerlei Gründen fast zwangsläufig zu eigen ist, gewöhnlich nur von denen gesehen wird, die mit Fachwerkgebäuden in Sachen ihrer Erhaltung zu tun haben: vorab die Eigentümer und die Denkmalpfleger.

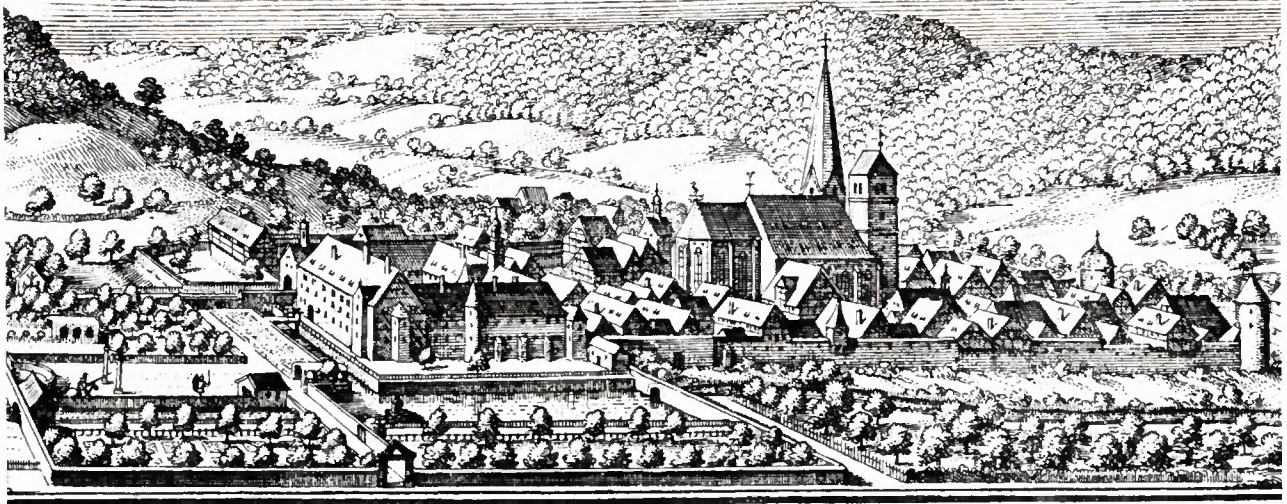
Hier ist nicht der Ort, die ganze Skala solcher kehrseitigen Schatten auszuleuchten, auch nicht der Platz, das Für und Wider gegeneinander aufzuwägen, mit dem der Denkmalpfleger fast ständig herumlaborieren muß, wenn er sich im Sinne seines Auftrages zur Erhaltung von Kulturdenkmälern zu verkämpfen hat für die Rettung eines aus welchen Gründen auch immer zum Abbruch bestimmten Fachwerkhauses. Nur dies muß wenigstens Erwähnung finden: Die Bauweise, die wir Fachwerk nennen, diese Kombination aus einem mehr oder minder solide und formenreich gezimmerten Balkengerüst und wandverschließendem Füllwerk aus senkrecht in die Öffnungen des Balkengefüges (Gefache) eingestellten, mit einem Rutengeflecht oder Strohseilen umwundenen und schließlich beidseits mit Lehm verkleideten Stöcken, verdient nicht allein ihrer optischen Gefälligkeit wegen, sondern auch aus anderen Gründen die besondere Sorge des Denkmalpflegers. Zum einen ist sie, ganz gleich, in welcher Form, an welcher Art Bauwerk und aus welcher Zeit sie auf uns kam, diejenige Art zu bauen, die den unseren

Landstrichen angestammten und dem von den Römern vermittelten Steinbau lange vorausgehenden Holzbau in einer speziellen, seit dem frühen Mittelalter sich herausbildenden Variante, eben dem Fachwerk, bis in unsere Zeit herübergerettet hat. Insofern kommt ihr als dem Zeugnis uralter heimischer Tradition großer historischer Wert zu, um so mehr, als der bei den Römern bereits hochentwickelte Fachwerkbau auf die Ausbildung der bei uns üblichen Baugewohnheiten ohne nachweisbaren Einfluß blieb, diese also ein Eigen gewächs genannt werden können. Andererseits bedarf, was uns über die Mißgunst von Brand, Krieg und Witterung hinweg an Fachwerkgebäuden erhalten blieb, seiner in Bauweise und Baumaterial gleichermaßen angelegten und neben dem Steinbau ungleich größeren Anfälligkeit und Gefährdung wegen sorgsamer Beobachtung und wirksamer Hilfe in vielerlei Form. Das gilt auch in unserem Lande, das zwar reichlich mit Fachwerkbauten gesegnet scheint, in Wirklichkeit jedoch nur noch einen Bruchteil des bis weit über das Mittelalter hinaus vorhandenen großen Bestandes an derartigen Bauwerken besitzt. Dies keineswegs nur, weil die Unbilden der Zeit und insbesondere Feuer und Wetter mit solchen eher angreifbaren Gebäuden gründlicher aufgeräumt hätten, sondern weit mehr, weil man sich mit zunehmender Annäherung an die heutige Zeit immer leichter gegen ihre Erhaltung und für ihren Ersatz durch gemauerte Baulichkeiten entschied. Dieser anhaltenden Tendenz entgegenzuwirken, ist eines, wenn sicher auch nicht das einfachste der denkmalpflegerischen Anliegen.

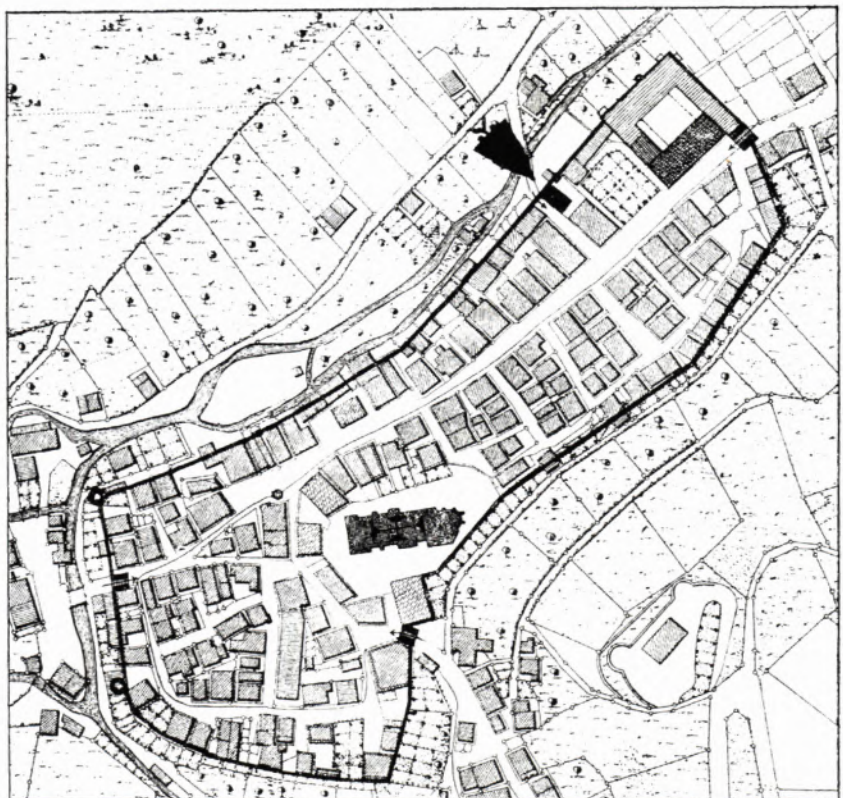
An einem Beispiel mag erhellen, wie schwierig und zugleich lohnend es sein kann, allem bautechnischen Aber und Wenn zum Trotz und auch gegen schwerwiegende finanzielle Bedenken sich zu verstreiten für die Erhaltung eines praktisch auf Abbruch stehenden Fachwerkgebäudes. Dies Beispiel ist der sogenannte „Helfensteiner Pferdestall“ in Wiesensteig, einer kleinen Stadt, die am Nordrand der Schwäbischen Alb im tief eingeschnittenen oberen Filstal zwischen der reizvollen Kulisse ringsum aufsteigender waldiger Berghänge ein mehr beschauliches als aufregendes Dasein führt und hier auf eine lange und wechselvolle Geschichte zurückblicken kann.

Als Wisontessteiga wird der Ort 861 zum erstenmal beurkundet im Zusammenhang mit der Stiftung seiner eigentlichen Keimzelle, eines Benediktinerklosters. Dieser klösterliche Ursprung erklärt die heute in mancher Hinsicht eher nachteilige Weltabgeschiedenheit Wiesensteigs, während sein Heranwachsen zu einer

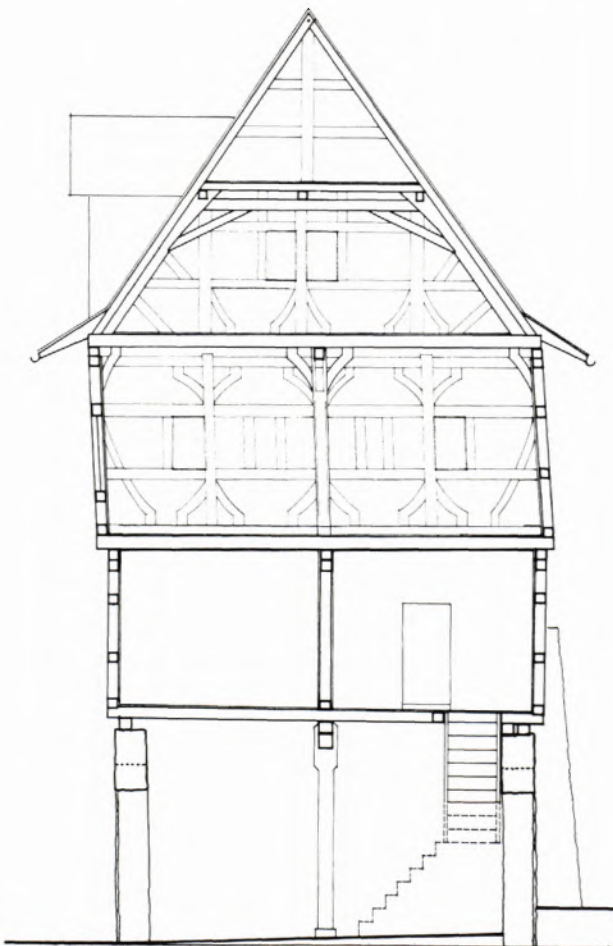
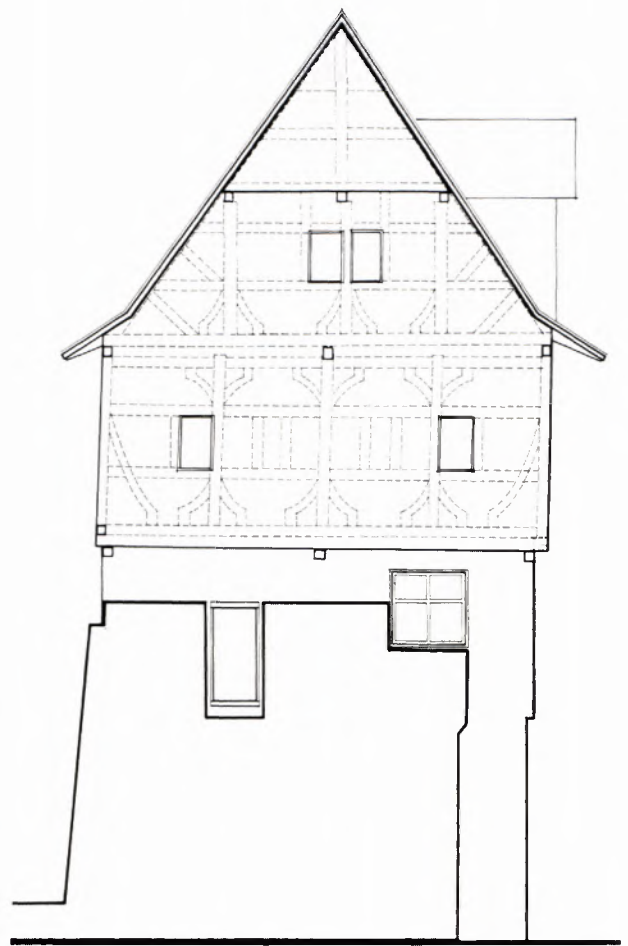
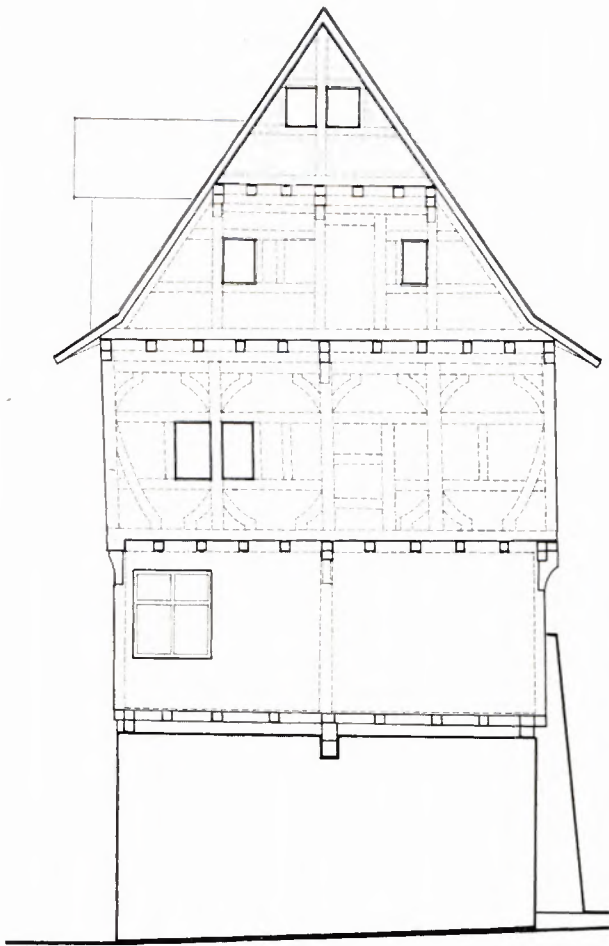
## Wisenstaig.



DIE STADT WISENSTEIG IM 17. JAHRHUNDERT. Die offenkundig vor dem großen Brand von 1648 aufgenommene, in der *Topographia Sueviae* (1663) publizierte und hier in einem Ausschnitt wiedergegebene Vedute des Merian zeigt die Stadt von Norden her. In eine Schlinge der jungen Fils eingefügt, wurde der Ort damals noch umzingelt von einer mit drei heute verlorenen Torbauten und einigen Wehrtürmen bereicherten Mauer. Dominierende Mitte die stattliche Stiftskirche, eindrucksvoller Auftakt das beim Osttor gelegene Schloß der Helfensteiner Grafen (1551–55; 1600 erweitert) mit seinen weitläufigen Gartenanlagen. Rechterhand vom Schloß und unmittelbar unterhalb vom gotischen Chor der Kirche ist der mit seiner nordwärtigen Giebelwand auf der Stadtmauer aufsitzende „Helfensteiner Pferdestall“ (1562) zu erkennen.



PLAN DER STADT WISENSTEIG IM 18. JAHRHUNDERT. In einer schmalen, vom Flußlauf der Fils und von den im Norden und Süden steil ansteigenden Berghängen umrissenen Talaue reihen sich zu Füßen der auf einer leichten Anhöhe gelegenen Baulichkeiten von Stiftskirche und Kloster die Häuserviertel beidseits der breiten, fast geradlinig durchlaufenden Hauptstraße. Diese prägt auch heute noch das Bild der Stadt. Auf dem Plan sind Kirche, Helfensteiner Schloß (von dem nur noch der straßenzugekehrte Flügelbau steht) und Stadtumwehrung (die bis auf geringe Reste verloren ist) als die architektonischen Besonderheiten hervorgehoben. Ebenso der „Helfensteiner Pferdestall“ (Pfeil).

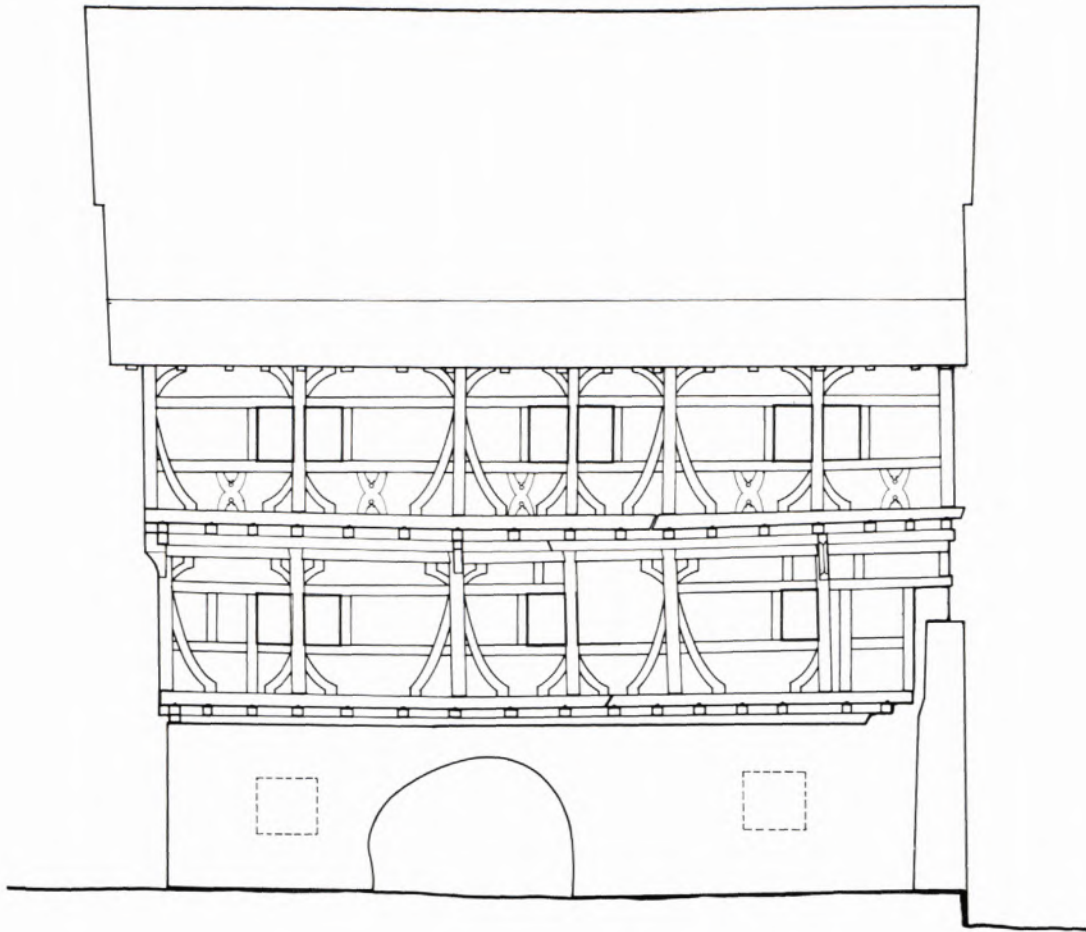


ZEICHNERISCHE AUFNAHMEN DES BAUBESTANDES VOR DER RENOVIERUNG. Die Ungewißheit um das schließliche Schicksal des Pferdestalles hielt dazu an, vom vorhandenen und möglicherweise zum Abbruch kommenden Bestand vorsorglich eine exakte Bauaufnahme herzustellen, um das Gebäude wenigstens in dieser dokumentarischen Form „erhalten“ zu sehen. Dabei konnte die Fachwerkkonstruktion auf den beiden Giebelseiten (Abbildungen oben) nur unvollständig und, da sie außen ja unter Putz verborgen lag, nur insoweit erfaßt werden, als sie auf der inneren Wandseite sich ablesen ließ. Im zweiten Stockwerk, dem ersten Fachwerk- und eigentlichen Wohngeschloß, blieb mit Rücksicht auf die hier tapezierten und übertünchten Innenwände der Zugang zum Fachwerk überhaupt verwehrt. Nur auf der nie unter Putz gekommenen östlichen Langseite war das Holzwerk auch von außen her in seinem ganzen Reichtum greifbar (Abb. nebenstehende Seite).

Die nördliche Giebelwand (oben rechts) sitzt auf der Stadtmauer auf. Das in Gliederung und Format völlig unpassende, später eingebrochene Fenster im zweiten Geschloß ist heute ebenso beseitigt wie der ebenfalls nachträglich durch die Stadtmauer gelegte Durchgang zu einem früher schon abgängigen Schuppen (vgl. Abb. S. 26 oben).

Interessant der Querschnitt (Abbildung links), an dem nicht nur der Aufbau des Gebäudes deutlich ablesbar wird (gemauertes Sockelgeschloß, niedrig gehaltenes zweites Geschloß mit Zimmereinbauten in Fachwerk, höheres drittes Geschloß wiederum in Fachwerk mit einem durch Mittelstützen in der Längsrichtung zweischiffig geteilten Saal, zweibödiger Dachraum), sondern eindringlich auch zu erkennen ist, wie bedrohlich sich das Bauwerk in seinem Gefüge verschoben hatte.





ZEICHNERISCHE AUFNAHME DER OSTSEITE DES PFERDESTALLES VOR DER RENOVIERUNG. Diese Ostseite wurde aus heute unerfindlichen Gründen nicht, wie das übrige Gebäude, mit einem deckenden Verputz überzogen. Ihr reich ausgebildetes und nur im ersten Obergeschoß durch spätere Eingriffe etwas lädiertes Fachwerk war offen zugänglich und wurde mit ein Anlaß, sich für die Erhaltung des Hauses auszusprechen. Die Konstruktion des Balkengefüges gibt einige typische Merkmale der oberdeutschen (schwäbisch-alemannischen) Fachwerkbauweise zu erkennen, etwa die horizontal durchlaufenden Balkenzüge der sogenannten Brust- und Kopfriegel, welche die schmalen Fensterzonen oben und unten rahmen, oder die weite Stellung der Stiel oder Pfosten genannten Vertikalhölzer, die hier in umschlägigem Wechsel eine verschiedenartige Verbindung mit den zu ihrer Verstrebung notwendigen Fuß- oder Kopfbändern (auch Bügel) eingegangen sind. So zeigen sie sich einerseits in der sogenannten Mann-Figur, bei der die fußseitigen Verstrebrungen bis zu zwei Dritteln der Pfostenhöhe hinaufgezogen sind, wo dann die in ihnen angelegte Einwärtsbewegung von den beiden kürzeren Kopfverstrebrungen ins Gegenteil verkehrt wird. Die anderen Pfosten ließen sich wegen der an sie beidseitig angerückten Fenster nicht so ausbilden, sondern nur mit einem oben und unten gleichartig ausgelegten Bänderpaar ausstatten. Die geschwungene Form der jeweils aus einem Stück gearbeiteten Strebhölzer ist ebenso wie die gerundete Bildung der „Andreaskreuze“ im zweiten Obergeschoß ein typisches Merkmal für das auf größere dekorative Wirkung ausgehende 16. Jahrhundert. Anfänglich waren diese Gerüstteile als reine Konstruktionselemente aufgefaßt und geradkantig gebildet worden.



◀ DIE OSTSEITE DES PFERDESTALLES VOR UND NACH DER RENOVIERUNG. Am Zustandsfoto des Altbestandes (oben) wird erkennbar, daß die Putzflächen der ausgiegelten Wandfelder an den Rändern zum Holzwerk hin eine doppelte Begleitlinie (Bandelierung), nämlich außen einen breiten roten Streifen und innen einen schmalen schwarzen Strich besaßen. Unklar, ob schon zum ursprünglichen Bestand des 16. Jahrhunderts gehörig, werden diese das optische Gesamtbild sehr bereichernden Randungen auf den bislang ohne sie auskommenden Anstrich der renovierten Ausriegelung noch aufgetragen werden.



STÜTZE IM SAAL DES ZWEITEN OBERGESCHOSSES. Das zweite Obergeschoß des Pferdestalles ist zu einem den ganzen Raum beanspruchenden Saal gebildet, der durch drei (ursprünglich vier) Mittelstützen in der Längsrichtung zweischiffig unterteilt wird. Diese Stützen zeigen einen kräftigen Schaft, der durch Abfasen der Kanten zur Achteckform gebracht wurde und von dessen wieder vierkantig gehaltenem Kopfteil in der Längs- und Querrichtung jeweils zwei geschwungen gebildete Büge als Verstrebung mit den Balkenunterzügen der Decke ausgehen.



HOLZKONSOLE AM HELFENSTEINER PFERDESTALL. Die auf der gekehlten Unterseite dieser Knappe eingeschlagene Zahl 1562 bezeichnet das Baujahr und beweist, daß der Pferdestall unmittelbar nach dem zwischen 1551 und 1555 errichteten Residenzschloß der Grafen von Helfenstein entstanden ist.



ZUSTAND DER SÜDOSTWÄRTIGEN PARTIE DES PFERDESTALLES VOR UND NACH DER RENOVIERUNG. Der Unterschied spricht für sich selbst. Man beachte die durch die Freilegung des Fachwerks gewonnene Bereicherung der vormals verputzten Giebelwand vor allem auch im Hinblick auf die Durchfensterung. Auf dem Foto rechts ist unten im steinernen Sockelgeschoß gerade noch das rundbogige Tor zu sehen, das mit seinem gegenüberliegenden Pendant (vgl. Abbildung nebenstehende Seite) das Durchqueren des Gebäudes mit dem Wagen oder zu Pferd erlaubte.

schon im Mittelalter ansehnlichen städtischen Siedlung zu Füßen des auf einer leichten Anhöhe südwärts der Fils errichteten Klosters weit mehr der Gunst der reich begüterten und mächtigen Grafen von Helfenstein zu danken ist. Diese gaben dem Ort 1396 den Rang der Hauptstadt ihrer Grafschaft, blieben selbst aber auf der Hiltenburg wohnen, bis deren Zerstörung ihnen Anlaß wurde, sich 1551–55 in Wiesensteig ein 1600 erweitertes, vierflügelig um einen rechteckigen Innenhof gruppiertes und in seinen Ausmaßen respektables Schloß als Residenz zu errichten (Abb. S. 19 oben).

Knappe dreißig Meter westwärts von diesem Schloßanwesen gelegen, gehörte der uns hier vor allem interessante „Pferdestall“ fraglos zu dessen Nebengebäuden (Abb. S. 19). Er trägt den Beinamen „Helfenstein“ also zu Recht und, nach Ausweis der in eine hölzerne Eckkonsole eingebeilten Jahreszahl 1562 (Abb. S. 23) errichtet, kann für sich beanspruchen, heute eine der ältesten Baulichkeiten der Stadt zu sein. Denn, so berichtet Matthaeus Merian in seiner Topographia Sueviae, „Anno 1648 ist die Statt biß auf 4 oder 5 Häuser und damit auch die schöne unnd prächtige Stifts-Kirchen allhie abgebrandt, aber das ansehnliche Schloß darinn noch erhalten worden.“ Und als eines dieser wenigen über die Brandkatastrophe hinweggeretteten

Häuser hat der Pferdestall auch nicht das unerfreuliche Schicksal teilen müssen, das dem Schloß der Helfensteiner 1812 widerfuhr: drei seiner Flügel wurden damals abgerissen, und heute weist auf seine Existenz allein noch der an der Hauptstraße gelegene Flügelbau hin.

1969 freilich schien auch der Pferdestall die längste Zeit hinter sich gebracht zu haben. Das wohl zu Anfang des 19. Jahrhunderts nach Maßgabe einer Brandschutzverordnung unter Putz gelegte, später dann kaum noch genutzte und schließlich sehr heruntergekommene Gebäude, das über einem aus Bruchsteinen gemauerten, sehr stabilen Sockelgeschoß zwei übereinander vorkragende Fachwerkgeschosse und einen zwei-bödigem Dachraum unter Satteldach aufgehen läßt (Abb. S. 25), bereitete akute Sorgen. Nicht nur, weil die Außenwände (freilich länger schon) erheblich aus dem Lot gewichen waren, sich von Geschoß zu Geschoß bis zu vierzig Zentimeter gegeneinander verschoben hatten und so einen bedrohlichen, auf Einsturz ausdeutbaren Eindruck vermittelten (Abb. S. 20), sondern mehr noch, weil durch die vom besonders lädierten Dach abrutschenden Ziegel und durch abdrückenden Verputz echte Gefahr für Leib und Leben heraufbeschworen wurde.



BLICK DURCH DIE LEONHARDSGASSE AUF DEN PFERDESTALL VOR UND NACH DER RENOVIERUNG. *Der Gewinn, den die Freilegung des Fachwerks dem Gebäude und seiner Umgebung eintrug, ist offenkundig. Im Sockelgeschoß das große Rundbogentor der Durchfahrt, die rückwärts ein gleichartiges Tor besitzt (vgl. Abbildung nebenstehende Seite). Auch aus dieser Blickrichtung fallen wie aus jeder anderen die starke graphische Wirkung des Fachwerks und der optische Zugewinn durch die Wiederherstellung der alten Durchfensterung auf.*

Diese Alarmzeichen ließen die Eigentümerin, Frau Ilse Christin, und Bürgermeister Gerber sofort aktiv werden. Beiden war es zwar vorab um die Beseitigung der Gefahr zu tun, doch gingen sie bei ihren Überlegungen nicht auf den einfachsten und bequemsten Weg aus, nämlich auf den Abbruch des offenkundig stark gefährdeten und gefahrbringenden Hauses. Das Gebäude, um dessen Denkmalwert man wußte, sollte, wenn immer möglich, erhalten bleiben. Kreisbauamt und Denkmalpflege wurden verständigt und von sich aus tätig, doch schien das einhellige Bemühen, den Abbruch abzuwenden, zum Scheitern bestimmt, nachdem ein alsbald erstelltes Gutachten zu der lapidaren Aussage kam: „Das Gebäude ist einsturzgefährdet. Es droht auf das Nachbargebäude und den öffentlichen Weg zu stürzen. Es besteht Lebensgefahr für die Passanten.“ Und die detaillierte Schilderung des baulichen Zustandes, die Hinweise auf den zerbrochenen Windverband an der Westseite des Dachgestühls, auf den nichts weniger als erfreulichen, durch Wurmfraß und Verfaulung gekennzeichneten desolaten Zustand des gesamten Holzwerks in den Obergeschossen oder auf die Zerreißen im Balkengefüge gaben wenig Anlaß, jenen trotz aller Bedenken noch verbleibenden kleinen Rest Hoffnung für realistisch anzusehen, die Erhaltung des Bauwerks über eine umfassende bau-

liche und statische Sanierung doch zu erreichen. Denn das, was dabei hätte zur Durchführung kommen müssen, reichte weniger technisch als finanziell in Dimensionen, die zaudern machten.

Dennoch – in monatelangem Hin und Her wurde überlegt, was zu tun und was möglich sei, wurde der Abbruch anvisiert und wieder verworfen, wurden Teilmaßnahmen gedanklich durchgespielt und neben einer Generalüberholung als untauglich befunden und wurde insbesondere auch der Frage nachgegangen, ob es sich denn überhaupt rechtfertigen lasse, ein Gebäude allein wegen seines für den Ort selbst zwar unlegbar vorhandenen, aber keinesfalls allgemein überragenden historischen Wertes über den Ruin hinwegzubringen mit einer Geldsumme, mit der sich Renovierungs- und Erhaltungsmaßnahmen an wenigstens einem halben Dutzend anderer Denkmalobjekte hätten fördern lassen. Danach zu fragen, hatte auch deshalb zu geschehen, weil anfänglich durchaus unklar blieb, was mit dem Gebäude nach einer baulichen Sanierung eigentlich geschehen, welchen Zwecken es dienstbar gemacht werden sollte und könne. Ein brennendes Problem, das zu den prekärsten und leider auch häufigsten zählt, mit denen der Denkmalpfleger gerade bei seinen Bemühungen um Fachwerkbauten umzugehen hat und



DIE NORDWÄRTIGE GIEBELWAND DES PFERDESTALLS VOR UND NACH DER RENOVIERUNG. *Nirgends eindrucksvoller als auf dieser Giebelseite wird der Ertrag der Renovierung des Gebäudes augenfällig. Dazu trägt nicht unwesentlich ein Nebenprodukt des ebenso lohnenden wie kostspieligen Unternehmens bei, das sich häufig als die Begleiterscheinung einer denkmalpflegerischen Altbausanieerung beobachten läßt: Die den Pferdestall umgebenden Baulichkeiten haben, wohl um sich neben ihm noch sehen lassen zu können, ebenfalls eine Erneuerung erfahren.*



ZUSTANDSFOTO VOM INNEREN DES PFERDESTALLES. *Die Räumlichkeiten des Pferdestalles harren einstweilen noch ihrer baulichen Wiederherstellung. Diese wird einerseits abhängig bleiben vom überkommenen Baubestand, andererseits aber von dem Verwendungszweck, der dem Gebäude schließlich zugeschrieben wird. Unser Foto zeigt einen Blick auf die südliche Innenwand des Großen Saales im zweiten Obergeschoß mit der guterhaltenen Blockstufen-Treppe, die zum Dachraum vermittelt.*

das in unserem speziellen Fall durch die Eigenheiten des Gebäudes zusätzlich erschwert wurde.

Solche Erschwernis war vor allem in der nicht wegzudiskutierenden Tatsache gegeben, daß der Bau auf einen ganz bestimmten Nutzzweck, eben auf seine Funktion als Pferdestall ausgerichtet und baulich entsprechend organisiert worden war. Der Gedanke, ihn bei seiner Erneuerung auf Bewohnbarkeit umzupolen, drängte sich zwar vor, weil ein bewohntes Haus durch das mehr oder minder große Interesse der Einwohner (und, da es Mietzins abwirft, auch des Eigentümers) größere Hoffnung auf Erhaltung birgt als ein unbewohntes. Aber hier in Wiesensteig hätte sich die Schaffung tauglicher Wohnungen nur mit dem Einsatz weiterer erheblicher Geldmittel erreichen lassen. Wohl fanden sich im ersten Obergeschoß, also über dem zur Unterbringung von Roß und Wagen bestimmten steinernen Erdgeschoß mit der auf Durchfahren und Durchreiten ausgerichteten zweitorigen Passage, Zimmer und Küche eingebaut. Doch diese ehemalige Bleibe der Pferdeknechte ermangelte jeder brauchbaren sanitären Einrichtung, einer ausreichenden Belichtung und war auch anderweitig von solcher Trostlosigkeit, daß die Möglichkeit ihrer Wieder- und Weiterverwendung für Wohnzwecke ausscheiden mußte. Dies auch, weil das konstruktive Gefüge des Holzwerks einem auf die heutigen Erfordernisse ausgehenden Umbau praktisch nur dann Aussicht auf Erfolg versprach, wenn man das Haus innen völlig ausgebeint und mit einer auch die Außenschale zusammenhaltenden Stahlbetonkonstruktion neu ausgebaut hätte.

Die Zahlen, die sich beim Durchdenken solcher andernorts schon praktizierten Möglichkeiten auf dem Papier reihten, zwangen schnell und eindringlich zur Preisgabe derartiger Überlegungen. Zudem konnte es der Denkmalpflege keinesfalls darum gehen, für die Rettung letztlich nur der historischen Haut des Pferdestalles das zu opfern, was dem Gebäude auch im Innern besonderen Wert verleiht, nämlich die in ihrer räumlichen Wirkung wie in ihrem baulichen Bestand sehr eindrucksvolle, von einer mittleren Stützenreihe in der Längsrichtung zweischiffig geteilte Halle, die das ganze zweite Obergeschoß für sich beansprucht (Abb. S. 23). Welche Aufgabe diesem festsaalartigen und in seiner Bedeutung auch durch die größere Höhe und die auffallend reiche Durchfensterung der Außenwände herausgestrichenen Raum dereinst zugewiesen war, ließ sich nicht entdecken. Doch stand außer Zweifel, daß er, sollte man sich schließlich für die Erhaltung des Pferdestalles entscheiden, mit diesem erhalten werden mußte.

Der ortsgeschichtliche Rang des Pferdestalles, seine Bedeutung für das Ortsbild, jener eben angesprochene Saal, die besondere Schönheit der Fachwerkkonstruktion, die sich, wo sie außen unsichtbar unter Putz lag, an den Innenwänden und an der unverputzt gebliebenen östlichen Außenwand (Abb. S. 22) ablesen ließ, und dann auch die Tatsache, daß das Gebäude mit der nordwärtigen Giebelwand auf der ehemaligen, heute nur noch in kleineren Resten erhaltenen Stadtmauer aufsaß (Abb. links) und damit also Teile eines zweiten schutzwürdigen Denkmals in sich bewahrte, dies alles gab schließlich den Ausschlag, zugunsten der Erhaltung zu plädieren. Dieser Entschluß wurde gefördert

durch allerlei taugliche Vorschläge zur späteren, gegenwärtig allerdings noch nicht definitiv feststehenden Nutzung des Bauwerks für Zwecke der Gemeinde, als Künstleratelier, Weinlokal oder dergleichen.

Es wäre nun die sprichwörtliche Ausnahme von der Regel gewesen, wenn das 1970 in Gang gebrachte und zu Beginn des Jahres 1972 für den ersten Sanierungsabschnitt (Substanzsicherung und Außenerneuerung) abgeschlossene Unternehmen den anfänglich überschaubaren Rahmen an Arbeits- und Geldaufwand nicht gesprengt hätte. Doch hielt sich der gerade bei denkmalpflegerischen Maßnahmen fast regelmäßige Aktivposten „Unerwartetes“ dank der sorgfältigen Voruntersuchungen, die der planende und bauleitende Architekt Werner Dicke, Gruibingen, angestellt hatte, in erträglichen Grenzen, und das Mehr läßt sich in jeder Weise rechtfertigen angesichts des auch dem Laien wenigstens optisch faßbaren Erfolges.

Dieser Erfolg wird deutlicher als im Wort in der bildlichen Gegenüberstellung von Vorher und Nachher (Abb. S. 24 bis S. 26), und das ganze Unternehmen kann, obwohl einstweilen noch die Aufgabe der Innenerneuerung offen bleibt, als der rentable Lohn für den hier von Architekt, Handwerkern und Denkmalpflege geleisteten, von der Eigentümerin wie von der Gemeinde unterstützten arbeitstechnischen und finanziellen Einsatz zum Vorbild dienen für die Lösung der vielen im Bereich des Fachwerks noch anstehenden Probleme.

ZUM AUTOR: *Bodo Cichy, Dr. phil. und Oberkonservator, ist Leiter der Abteilung I (Bau- und Kunstdenkmalpflege) des LDA und zugleich für die spezielle Bau- und Kunstdenkmalpflege in Nordwürttemberg tätig.*

# Bernhard Losch: Die Flur-Steinkreuze in Baden-Württemberg

## Bericht zu ihrer Bestandsaufnahme

Baden-Württemberg kann als erstes Bundesland eine umfassende Bestandsaufnahme aus dem Bereich der Kleindenkmäler vorweisen: Die genaue und – soweit das erkennbar ist – vollständige Erfassung der im ganzen Land noch erhaltenen Flur-Steinkreuze. Diese wurde vom Berichterstatter seit 1968 im Auftrag des damaligen Staatlichen Amtes für Denkmalpflege, Stuttgart, und in Übereinkunft mit den übrigen drei Denkmalämtern des Landes unternommen, nachdem man aus mancherlei Gründen die Notwendigkeit einer solchen Aktion erkannt hatte. Zum einen sprach dafür die besonders große Gefährdung, welcher diese meist unbeaufsichtigten kleinen Denkmale seit jeher und insbesondere in unserer von Flurbereinigung und Bauboom gekennzeichneten Zeit ausgesetzt sind. Zum anderen entschied man sich für solches Vorgehen, weil das Flur-Steinkreuz als häufigstes deutsches Flurdenkmal auch in Baden-Württemberg einen besonders großen Anteil am Kleindenkmalbestand hat, als einer der traditionsreichsten und bedeutsamsten Flurdenkmaltypen im Lande gelten kann und schließlich repräsentativen Aufschluß erwarten ließ über den ganzen Problembereich der Kleindenkmale.

Im Herbst 1970 wurde die Inventarisationsarbeit abgeschlossen, und dem heutigen Landesdenkmalamt liegt nunmehr in Wort und Bild eine Gesamtbearbeitung der, wie sich zeigte, rund eintausend noch vorhandenen Flur-Steinkreuze vor. Der Ertrag kann als überraschend gut bezeichnet werden, weil die Bestandsaufnahme nicht nur wesentlich neue Erkenntnisse zur Sinnbedeutung und Formengeschichte der Steinkreuze in unserem Land erbrachte, sondern auch eingehende Orientierung schuf über die gegenwärtige Situation dieser kleinen Denkmale in Feld und Flur.

Durch die seit dem zweiten Weltkrieg stetig sich steigernde Umgestaltung der Kulturlandschaft in eine Industrie-, Verkehrs- und Wohnlandschaft sieht sich die staatliche Denkmalpflege einem enormen Zuwachs an Arbeit gegenüber, denn nunmehr verlangt zunehmend auch die vordem weniger gefährdete Landschaft außerhalb der großen Kulturstätten mit den über sie ausgebreiteten oder in sie eingebetteten Kulturdenkmälern nach Schutz und Pflege. Und zu diesen gehören neben vielen anderen, aber weniger häufigen Denkmaltypen in Baden-Württemberg vor allem Bildstock, Steinkreuz und Holzkreuz. Sie treten in vielerlei Formen auf, gehören sehr verschiedenen Zeiten zu und bleiben, obwohl sie eher dem Bereich bäuerlich-ländlicher Kultur entstammen und sich insgesamt mehr in Schlichtheit gefallen, kaum einmal völlig kunstlos. Sie zeigen viel-

mehr durchweg eine bewußte, nach dem jeweiligen Stil ihrer Zeit ausgerichtete Formung und eine entsprechende formgeschichtliche Entwicklung und finden mit einzelnen Vertretern sogar unmittelbaren Anschluß an städtische Kultur und Kunst. Deshalb, und weil sie ein bestimmtes geistiges Erbe repräsentieren, lassen sie sich nicht aus den Bemühungen der Denkmalpflege um die Erhaltung der Kulturdenkmale ausklammern, sondern sind vor allem auch angesichts ihrer akuten Gefährdung als ein brennendes Problem dieser Denkmalpflege zu betrachten.

Die wachsende Bereitschaft, die Existenz und Gefährdung der kleinen Denkmale in Feld und Flur zur Kenntnis zu nehmen, führte von vereinzelt Liebhabersammlungen im letzten Jahrhundert über halbinstitutionelle Betreuung durch Geschichts-, Altertums-, Heimat- und Wandervereine und eine zunehmende wissenschaftliche Erforschung bis zum Einschluß in den Rahmen öffentlicher Schutz- und Pflegeaufgaben. Anstoß für das Tätigwerden amtlicher Stellen gaben zumeist die Flurbereinigungsverfahren, und seit einigen Jahren laufen in verschiedenen Ländern schriftliche Erhebungen zur Feststellung von Bestand und Verbreitung der Kleindenkmale.

Die baden-württembergische Denkmalpflege hat in Sachen der Denkmalerfassung „von Amts wegen“ quasi Pionierarbeit geleistet und wird in Kürze die erste amtliche Gesamtbearbeitung der Flur-Steinkreuze eines ganzen Landes zur Veröffentlichung bringen. In den Nachbarländern Bayern und Hessen bemühen sich private Vereinigungen („Deutsche Steinkreuzforschung“, „Arbeitsgemeinschaft Denkmalforschung“) in Zusammenarbeit mit der staatlichen Denkmalpflege um eine ähnliche Gesamtinventarisierung. In Thüringen und Sachsen wird neuerdings von amtlicher Seite aus eine Gesamtaufnahme der Steinkreuze angestrebt.<sup>1)</sup>

Dem Flur-Steinkreuz wuchs derartige Beachtung zu, weil es zum einen neben dem Bildstock das am häufigsten auftretende Flurdenkmal ist und zum anderen von allen Kleindenkmälern die größte Ausbreitung im

<sup>1)</sup> Vgl. die Schriftenreihe „Das Steinkreuz“, herausgegeben von L. Wittmann; die Arbeiten zur Hessischen Kleindenkmalforschung von F. K. Azzola; G. Müller, H. Quietzsch und H.-J. Wendt: Zur Steinkreuzforschung und -erhaltung, in: Sächsische Heimatblätter 10, 1964, S. 257 ff.



mitteleuropäischen Raum aufzuweisen hat. Seit der Jahrhundertwende sind viele Bestandsaufnahmen entstanden, denen jedoch die Erfassung eines größeren Bereiches mangelte oder die eine mehr oder minder ausgeprägte Lückenhaftigkeit in Kauf nahmen. In Baden-Württemberg wurden derartige Materialsammlungen durch mehrjährige, von privater und amtlicher Seite betriebene Erhebungen ergänzt und zu größtmöglicher Vollständigkeit gebracht. Die vom Stuttgarter Staatlichen Amt für Denkmalpflege in den Jahren 1968 und 1969 gleichsam zur Kontrolle und zur Vervollständigung dieses so zusammengekommenen Katalogs an über 3000 Gemeinden des Landes gerichtete Spezialumfrage hatte mit einer vollzähligen und ausführlichen Beantwortung unerwartet großen Erfolg. Der parallel laufenden bzw. anschließenden Denkmalaufnahme im Gelände folgte dann unmittelbar die schriftliche Gesamtauswertung, wobei grundsätzlich darauf hinzuweisen ist, daß die nunmehr vorliegende Sammlung eine vom leider fortdauernden Schwund des Bestandes unabhängige Dokumentation der Steinkreuze in unserem Lande gibt und diese Kleindenkmale in ihrer Gesamtheit als eine Äußerung unserer Kultur vorstellt und zugänglich macht.

Der Ertrag der Steinkreuz-Inventarisierung war, wenn wir das zunächst einmal summarisch zusammenfassen dürfen, in vierfacher Hinsicht bemerkenswert:

1. Es hat sich gezeigt, daß im Lande wesentlich mehr Flur-Steinkreuze noch vorhanden sind als bisher angenommen. Gegenüber Schätzungen auf etwa 600 im Jahr 1960, waren jetzt rund eintausend solcher Steinkreuze nachzuweisen. Zusammen mit den heute zwar verschwundenen, aber sicher verbürgten Kreuzen ergibt sich ein erfaßbarer Gesamtbestand von rund 1300. Gleichzeitig wurde das Bild von der Verbreitung dieser Flurdenkmale vervollständigt und in vielen Teilen berichtigt. Das gilt insbesondere für Südbaden, wo die Heimatkundigen 1960 noch einhellig das häufigere Vorkommen von Steinkreuzen verneinten, jetzt aber ein ansehnlicher Bestand bekannt geworden ist, der sich zudem noch durch besonders ausgeprägte Formtradition auszeichnet.

2. Anhand des nun vorliegenden Materials und seiner formalen Analyse können erstmals eine entwicklungs-geschichtliche Beurteilung der Steinkreuzformen vorgenommen und ein genauerer zeitlicher Aufschluß über die vordem chronologisch für völlig uneinteilbar gehaltenen Steinkreuze gewonnen werden. Damit hat sich das heikelste und bislang für praktisch unantastbar gehaltene Problem der Steinkreuzforschung gelöst, nämlich vom Erscheinungsbild der Denkmale auf ihr Alter schließen zu können.

3. Die neu gewonnenen Einblicke in die Verbreitung der Kreuze und ihre zeitliche Entwicklung erlauben im Verein mit den verfügbaren schriftlichen Nachweisen auch die Lösung der vordem umstrittenen Frage nach der Herkunft und Bedeutung dieser Denkmale: Sie waren Totengedenkzeichen, die unabhängig von der Errichtung eines Grabmals am Ort des Ereignisses, auf das sie hinwiesen, aufgestellt wurden. Sie haben sich seit dem 11. Jahrhundert entwickelt und durch ihre obrigkeitlich verfügte Einführung als Totengedenkzeichen vor allem seit dem 13. Jahrhundert eine weitrei-

chende Verbreitung gewonnen. Ihr Hauptbestand gehört dem 15. und 16. Jahrhundert zu. Mit der Preisgabe der Pflicht zur Errichtung von Steinkreuzgedenken im 17. Jahrhundert flacht der Brauch zusehends ab, und seit dem 19. Jahrhundert ist das Steinkreuz nicht mehr wie im Spätmittelalter ein Mode- und Massendenkmal, sondern nur noch eine, wenn auch immer weniger übliche Form unter einer Vielzahl von anderen mehr oder weniger traditionellen Totengedenkzeichen.

4. Das Steinkreuzinventar gibt einen genauen Überblick über die allgemeine Situation der Kleindenkmale außerhalb der geschlossenen Ortschaften. Vor allem können jetzt die Verluste während der letzten Jahrzehnte genauer beziffert und das Ausmaß der Gefährdung besser abgeschätzt werden. Außerdem lassen sich aus den Beobachtungen an Ort und Stelle allgemeine Folgerungen für die Erhaltung der Denkmale ziehen, und die exakte Einzelregistrierung bietet eine taugliche Grundlage für gezielte Schutz- und Erhaltungsmaßnahmen.

Gehen wir nachfolgend etwas ausführlicher auf die vier eben angesprochenen Ergebnisbereiche ein, so läßt sich zu deren erstem zunächst einmal sagen, daß für den deutschen Südwesten nunmehr eine große und lückenlose Verbreitung der Flur-Steinkreuze nachgewiesen ist und sich dabei eine unerwartet weit nach Süden reichende Denkmaldichte von offenkundig bedeutender Tradition ergibt. Es war festzustellen, daß Flur-Steinkreuze entgegen früherer Annahme auch in ganz Baden, also im äußersten Nordosten und Nordwesten wie im äußersten Süden dieses Landesteiles auftreten, und dies sogar teilweise in besonderer Dichte, wie etwa im Landkreis Tauberbischofsheim, in dem insgesamt 74 Kreuze der üblichen Art zu ermitteln waren. Doch gibt es zum Beispiel auch in den Kreisen Heidelberg und Mannheim noch mehr Steinkreuze als bisher angenommen (21 bzw. 10). Ebenso wurden in den Kreisen Emmendingen, Freiburg, Müllheim, Hochschwarzwald, Säckingen, Waldshut, Konstanz und Überlingen viele vordem unbekannte Exemplare aufgenommen (z. B. Freiburg 15, Hochschwarzwald 9, Säckingen 16, Waldshut 11).

Die Sammelaktion war zwar für den badischen Landesteil besonders ertragreich, doch wurden auch in Württemberg neue Standorte entdeckt und hat sich das Bild vervollständigt, vor allem in den Kreisen Biberach, Calw, Freudenstadt, Heilbronn, Horb, Leonberg, Ludwigsburg, Mergentheim, Nürtingen, Reutlingen, Rottweil, Tübingen und Waiblingen.

Die Schwerpunkte des Steinkreuzvorkommens liegen in den Kreisen Crailsheim (55), Mergentheim (40), Tauberbischofsheim (74), Buchen (42), Ehingen (36), Ravensburg (20), Biberach (29), Saugau (25), Calw (39), Offenburg (21) und Bühl (22). Dagegen wurden bisher von den traditionellen Steinkreuzformen in den Kreisen Lörrach und Tettnang überhaupt keine und besonders wenige bekannt in den Kreisen Konstanz (6), Überlingen (2), Kehl (1) und Wangen (5).

Das Auftreten der Steinkreuze allenthalben im Lande widerlegt, sieht man einmal von den kleinräumigen



(oben) ZAVELSTEIN (Kreis Calw). Sogen. Spinnerinnen-Kreuz von 1447. Betonung des Kreuzstammes

(links oben) WOLFACH (Heimatmuseum). Kreuz des Hauptmanns von Ypichen. 2. Hälfte 15. Jahrhundert

(links unten) ULM (Kreis Offenburg). Kreuz von 1477 mit Pflugscharsymbol

Differenzen in der Verbreitung ab, die alte Mär der Abhängigkeit dieser Verbreitung von konfessionellen oder territorialherrschaftlichen Verhältnissen. Die altergebrachte Steinkreuztradition hat zum Beispiel die Reformation ungebrochen überdauert, und die von der weltlichen Herrschaft wie von der Kirche sanktionierte Pflicht zur Errichtung von Steinkreuzen hat im Hoch- und Spätmittelalter dazu geführt, daß diese Denkmale sich über alle regionalen Grenzen hinweg ausbreiten konnten. Gerade am Beispiel des territorial und konfessionell besonders zerrissenen Südwestens wird dies offensichtlich.

Zum zweiten Ergebniskomplex unserer Inventarisierung ist eingangs in summa zu sagen, daß sich die formengeschichtliche Entwicklung der Steinkreuze nunmehr chronologisch Stufe um Stufe vergleichsweise genau verfolgen läßt und die Altersbestimmung der Denkmale nicht mehr wie bisher eine unüberwindliche Schwierigkeit bedeutet. Im 15. Jahrhundert waren die gängigen Steinkreuztypen bereits fertig ausgebildet. Es dominiert das schlichte, parallelkantig geformte Kreuz mit gleichmäßigen Proportionen (Abb. oben), also der Grundtypus des Flur-Steinkreuzes, der den Bestand bis zur Gegenwart vor allem bestimmt. Ältere, noch ins 13. und 14. Jahrhundert datierbare Kreuze halten sich in ihrer Form an diesen Grundtypus, der

sich demnach im 11. und 12. Jahrhundert entwickelt haben dürfte.

Der Steinkreuzbestand des 15. Jahrhunderts zeigt diese Grundform in dreifacher Abwandlung, einmal in der Kombination mit kreisförmigem Umriß (Radkreuz, Scheibekreuz, Winkelstützformen), zweitens mit geradliniger Verbreiterung der Balken nach Art des späteren Eisernen Kreuzes und drittens mit gotischer Überformung der einfachen geraden Linien (Abb. S. 31 bis S. 33).

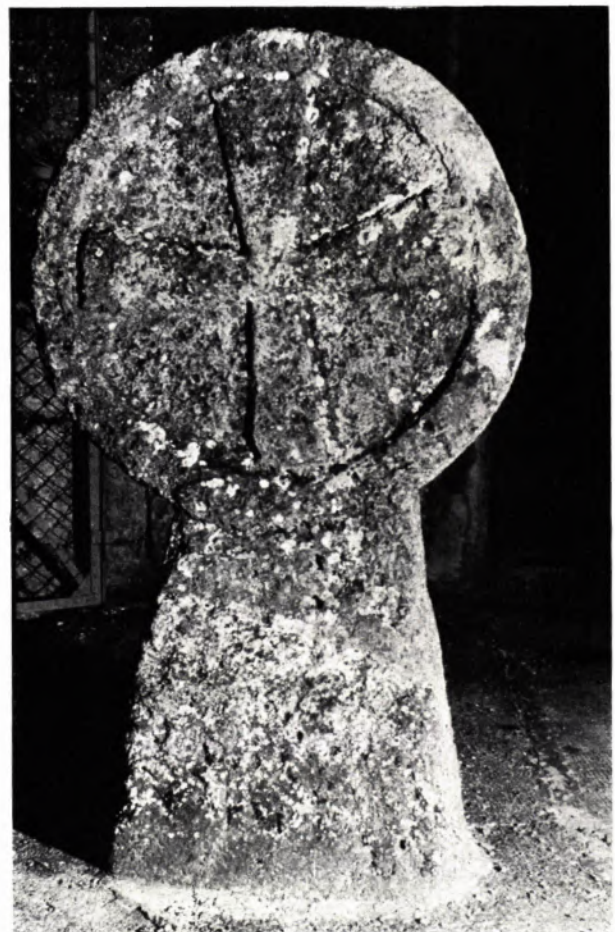
Der Zugang zur Chronologie der merkwürdigen Winkelstützformen wird über das Kreuz von Archshofen, Kreis Mergentheim, möglich, das mit gotischer Inschrift versehen und auf 1474 datiert ist (Abb. S. 31 oben). Es besitzt große Viertelkreissegmente als Winkelstützen, die sich auf einen in der Kreuzmitte gedachten Zirkelpunkt orientieren, und vertritt damit die in Südwestdeutschland typische Winkelstützform. Die auf diese Weise im Umriß kreisförmig erscheinende Kreuzmitte ist jedoch in zwei Ebenen gehalten, dadurch, daß die Kreissegmente der Winkelstützen leicht hinter das Oberflächenniveau des Kreuzes selbst zurücktreten und damit eine Entwicklung andeuten, die sich später zunehmend ausprägt. Die insofern bereits höher entwickelte Arbeit des Archshofener Kreuzes erlaubt den



(oben links) HEIMBERG (Kreis Mergentheim). Kreuz mit Winkelstützen. 15. Jahrhundert

(oben rechts) ARCHSHOFEN (Kreis Mergentheim). Kreuz von 1474 mit zurückgesetzten Winkelstützen

(rechts) BLUMENFELD (Kreis Konstanz). Scheibenkreuz, vermutlich 14. Jahrhundert



Schluß, diese Art der Winkelstützform müsse sich mindestens schon im 14. Jahrhundert ausgebildet haben (vgl. dazu Abb. oben).

Einen vollrunden Gesamtumriß zeigen die Scheibenkreuze des Hegau, die sich auf Grund stilistischer Vergleiche mit mittel- und norddeutschen Formen dem 14. bis 16. Jahrhundert zuweisen lassen (Abb. rechts).

Das Radkreuz von Erligheim, Kreis Ludwigsburg (frei ausgehauenes Kreuz wird von Ring umfaßt), kann als einziger Vertreter dieses Typus in unserem Land nach seiner Proportionierung und den geschwungenen Kreuzbalken in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts datiert werden.<sup>2)</sup>

<sup>2)</sup> <sup>3)</sup> Nach freundlicher Mitteilung von Dr. F. K. Azzola, Rüsselsheim



FREIBURG i. Br. Bischofskreuz von 1299. Gotische Streckung und geschwungener Kontur

Die Anfänge der gotischen Überformung der geradlinigen Kreuzkonturen werden demonstriert vom Freiburger Bischofskreuz (datiert 1299; Abb. oben), das eine Entsprechung besitzt im Markuskreuz von Göttingen (1260).<sup>3)</sup> Die damit sich andeutende formale Umwandlung der Kreuzform selbst erreicht mit weit ausschwingenden Kreuzbalken im 15. Jahrhundert einen Höhepunkt (zum Beispiel das Kreuz von Eberbach, Kreis Heidelberg; 1416; vgl. Abb. oben). Einen anderen gotischen Ansatz zur Verwandlung der schlichten Kreuzform zeigt das Exemplar von Abtsgmünd im Kreis Aalen: hier sind nicht die Konturen der Kreuzbalken selbst in schwingende Bewegung gebracht, sondern wurde die Belebung des Umrisses mit aufgesetzten Nasen erreicht, also mit einer Form, die dem Maßwerk in gotischen Fenstern entlehnt ist (Abb. S. 33 oben links).

Das Abtsgmünder Kreuz, das sich durch Inschrift und Wappen auszeichnet, ist im übrigen das bisher einzige der in Deutschland bekannt gewordenen Flur-Steinkreuze mit gotischen Nasen, das sich dem 14. Jahrhundert zuordnen läßt. Seine Datierung mittels der nur schwierig noch zu entziffernden Jahreszahl auf 1334<sup>4)</sup> ließ sich durch heraldischen Vergleich seines Wappens mit solchen auf datierten Grabmälern zweifelsfrei bestätigen. Damit kann als erwiesen gelten, daß die Bereicherung des Steinkreuzes mit gotischen Nasenpaaren bereits in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in

<sup>3)</sup> vgl. Seite 31 Anm. 2)

<sup>4)</sup> Die Datierung wurde ermittelt von Dr. Georg S. Graf Adelman, LDA Stuttgart



DETTINGEN (Kreis Nürtingen). Das Kreuz auf dem „Käpelle“ zeigt die geschwungene gotische Form. 15. Jahrh.

Übung war, und die formal hoch entwickelten Kreuzformen des 15. Jahrhunderts insgesamt sprechen dafür, daß auch die gotische Umwandlung der geradlinigen Kreuzkonturen, wie oben beim Freiburger Kreuz als einem frühen Beispiel zu beobachten, sich mindestens schon im 14. Jahrhundert größeren Zuspruchs erfreut hat.

Eine weitere gotische Verformungsvariante vertreten die Kreuze, deren Balken zu achteckigem Querschnitt gearbeitet wurden. Sie treten seit dem 15. Jahrhundert auf und sind dann vor allem für das 16. und 17. Jahrhundert charakteristisch (Abb. rechts). Die gotische Bereicherung der Tatzenkreuzform beim Freiburger Kreuz von 1299 dürfte schließlich als ein Beleg zu deuten sein, daß das schlichte Tatzenkreuz zum frühen Formenbestand der Steinkreuze zu rechnen ist.

Die formale Entwicklung läßt sich vom 15. Jahrhundert an ohne Schwierigkeit verfolgen. Die großen Winkelstützen werden zunehmend kleiner, lösen sich immer mehr von der Kreuzoberfläche und sind im 17. Jahrhundert schließlich als bescheidene Füllsel in den Balkenzwickeln nur noch ein untergeordnetes dekoratives Element (Abb. rechts). Vermerkt zu werden verdienen in diesem Zusammenhang zum Beispiel ein Kreuz aus Impfen im Kreis Tauberbischofsheim mit durchbrochenen Winkelstützen (17. Jahrhundert), das Kreuz von Brühl im Kreis Mannheim (1796; Abb. S. 33 oben rechts), dessen wulstige Winkelstützen nur noch in den oberen Kreuzbalkenzwickeln erscheinen, oder das Steinkreuz von Schwäbisch Gmünd (16. Jahrhundert; Abb. S. 33 unten rechts) mit seinen gotisch überformten konkaven Winkelstützen.



(oben) ABTSGMÜND (Kreis Aalen). Kreuz von 1334 mit Wappen derer von Rechberg und Resten gotischer Nasenzier an den Querbalken



BRÜHL (Kreis Mannheim). Breitflächiges Kreuz von 1776 mit kleinen Winkelstützen über den Querbalken

(Mitte) NEIPPERG (Kreis Heilbronn). Achtkantbildung der Balken. 2. Hälfte 16. oder 1. Hälfte 17. Jahrhundert



(unten) OBERROT (Kreis Backnang). Kreuz mit breiter Balkenbildung und rudimentären Winkelstützen unter den Querbalken. Form des frühen 17. Jahrhunderts

SCHWÄBISCH GMÜND. Kreuz des 16. Jahrhunderts mit gotisch überformten Winkelstützen





(oben) NECKARWESTHEIM (Kreis Heilbronn). Kreuz von gotischer Form, aber mit der fürs 17. Jahrhundert typischen durchbrochenen Mitte

(Mitte) SCHEER (Kreis Saulgau). Tatzenkreuz-Bildung



(unten) DORNHAN (Kreis Horb). Kreuz von 1618. Im 17. Jahrhundert bilden sich die dann im 18. besonders charakteristischen gerundeten Formen (vgl. Abb. Seite 36)



Die für das 15. Jahrhundert kennzeichnenden gotischen Formen lösen sich in der Folge schnell auf, und es werden nur diese oder jene ihrer formalen Besonderheiten in der Vereinzelung weitergeführt. So geht das gotisch ausgeschwungene Kreuz in ein kleines geschwungenes Kreuz ohne den langen Schaft über, eine vor allem im 17. Jahrhundert beliebte Spielart, bei der gelegentlich die Kreuzmitte durchbrochen ist (Abb. links). Die gotisch abgewandelten Balkenendigungen des 15. Jahrhunderts werden am einfach geformten Kreuz bis ins 19. Jahrhundert hinein in jeder erdenklichen Weise durchgespielt. Auch der gotische Achteckquerschnitt der Kreuzbalken verliert sich zu allen möglichen Ausformungen bis fast zur Unkenntlichkeit.

Aufs Ganze gesehen dominiert seit dem 16. Jahrhundert in allen Typengruppen wieder die althergebrachte einfache Grundform, nachdem sie im 13. und 14. Jahrhundert durch die gotische Umbildung und Bereicherung ihren gestalterischen Höhepunkt erreicht hatte.

Die einfachen Tatzenkreuzformen gewinnen im 15. und 16. Jahrhundert einen großen Aufschwung und erreichen manchmal staunenswerte Dimensionen, während sie sich in späterer Zeit dann immer bescheidener werdende Maße gefallen lassen müssen und erst im 19. Jahrhundert gelegentlich die alte Größe wiederfinden. Die schlicht gehaltenen Kreuzformen des 15. Jahrhunderts lassen neben der aus der Tradition kommenden Tendenz zur Ausgewogenheit der Proportionen gelegentlich mit der Überlängung des Kopfteiles eine Reflektion auf die der Gotik allenthalben charakteristische Betonung der Vertikalen erkennen, die auch im 16. Jahrhundert, das allerdings vorwiegend auf die wohl abgewogene Proportion ausgeht, noch vereinzelt auftritt. Gegen Ende dieses Jahrhunderts und im 17. Jahrhundert verbreitern sich die Schaufflächen der Kreuzbalken auffallend, und die typische Form des 17. Jahrhunderts ist schließlich das breitflächige Kreuz mit kurzen Armen und niedrigem Kopfteil (Abb. S. 35). Ein früher Vorläufer dieser späteren gedrungenen Form ist das auch wegen seiner Größe imponierende Adelman-Kreuz von Waiblingen, Gemeinde Fachsenfeld im Kreis Aalen (Abb. S. 35 unten rechts), dessen Errichtung nach der Überlieferung auf die Ermordung des 1492 aus Palästina zurückgekehrten Christoph Graf Adelman von Adelmansfelden zurückgehen soll.

Im 18. Jahrhundert herrscht der Typ des einfach gebauten und ausgewogen proportionierten Kreuzes mit abgerundeten Balkenendigungen (als gotisches Stilerbe) vor. Diese gerundete Form tritt seit Beginn des 17. Jahrhunderts auf und setzt sich im 18. überall durch (Abb. links). Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert werden dann die bis dahin jeweils getrennt zur Anwendung gekommenen Formungsmöglichkeiten, so die abgerundeten oder anders umgebildeten Balkenendigungen, die Verbreiterung der Kreuzbalken, die Winkelstützen oder der Achteckquerschnitt der Balken wahllos untereinander kombiniert. Derart entstehen die teilweise abenteuerlichen Mischformen, wie sie bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts beliebt waren (Abb. S. 36), die aber bei den seit dieser Zeit nur noch seltener errichteten spätesten Steinkreuzen wieder der einfachen Grundform weichen.



AITRACH (Kreis Wangen). Kreuz in der für Oberschwaben kennzeichnenden großformigen Gestaltung



BERGHAUPTEN (Kreis Offenburg). Kreuz von 1613 vom Typus mit breitflächigen, kurzarmigen Balken

MAICHINGEN (Kreis Böblingen). Späte Ausbildung (18. Jahrhundert) der fürs 17. Jahrhundert typischen Kreuzform mit breitflächigen, kurzarmigen Balken



WAIBLINGEN (Kreis Aalen). Das sogenannte Adelmännchen-Kreuz (nach 1492) ist ein früher, monumentaler Vorläufer der im 17. Jahrhundert beliebten breitflächigen Kreuzform





STRITTMATT (Kreis Säckingen). Hotzenwälder Steinkreuztyp des 18. Jahrhunderts mit reicher Umrißbildung

So läßt sich denn die Entwicklung des Steinkreuzes im baden-württembergischen Raum anhand der Proportionierung und der künstlerischen Ausgestaltung der Denkmale so gut in den Griff bekommen, daß es im Hinblick auf die Altersbestimmung kaum noch Schwierigkeiten gibt. Es liegt auch klar, daß die Blütezeit des Brauches, Steinkreuze zu errichten, im 15. und 16. Jahrhundert zu finden ist, und daß das Flur-Steinkreuz in dieser Zeit seine große Verbreitung gewonnen hat.

Bemerkenswert erscheint noch der Hinweis darauf, daß sich gewisse Formgruppen mit landschaftlichen Bereichen verbinden lassen. So zeichnet sich ein „Oberschwäbischer Formenkreis“ durch einen allgäuisch zu nennenden Hang zum überdimensionalen Tatzenkreuz aus. Die Vorliebe zur wuchtigen Form läßt sich zwar teilweise mit der Sprödigkeit des hier verfügbaren Steinmaterials (ein grobkörniger Konglomerat) erklären, doch genügen auch die aus bildsamerem Sandstein geschaffenen Kreuze dem eher rustikalen Formempfinden (Abb. S. 35). Die Verwendung von Winkelstützen häuft sich im Nordosten des Landes und ebenso im nördlichen und mittleren Schwarzwald. Wiederum im nordöstlichen Landesteil findet sich besonders häufig der achteckige Querschnitt der Kreuzbalken. Eine besondere Gruppe bilden die Hotzenwälder Steinkreuze im Kreis Säckingen mit typischer Inschrift und Riffelrand (Abb. oben). Die prominenteste Gruppe sind die Hegauer Scheibenkreuze im Kreis Konstanz, der jeweils ein ähnliches Kreuz im Kreis Villingen und im Kanton Schaffhausen zuzuteilen sind und die wohl als der Überrest eines ehemals weiter verbreiteten Denkmalbestandes dieser Art gelten muß.



MELCHINGEN (Kreis Hechingen). Das Kreuz von 1801 zeigt die Vermischung einiger älterer Gestaltungselemente

Eine wesentliche Hilfe zur formengeschichtlichen und chronologischen Analyse der Steinkreuze bieten die mit Inschrift und Datum versehenen Beispiele, die freilich noch nicht einmal zwanzig Prozent des Gesamtbestandes ausmachen. Solche Inschriften und Jahreszahlen häufen sich, sieht man von einigen wenigen Vorläufern ab, im 17. und 18. Jahrhundert. Sie berichten, wo immer sie mehr als nur Personennamen und Datum geben, ausschließlich von einem tödlich ausgegangenen Geschehen und geben die ganze Fülle jener tödlichen Bedrohungen wieder, denen sich der Mensch außerhalb der Geborgenheit von Dorf und Stadt ausgesetzt sah. Mord und Totschlag stehen an erster Stelle, gefolgt von kriegerischen Ereignissen und von Unglücksfällen aller Art.

Die meisten jener symbolhaften Zeichen, die auf rund 300 der registrierten Steinkreuze vorkommen, müssen als Handwerks- und Berufszeichen gedeutet werden. Besonders häufig erscheinen Pflugschar, Axt und Rad. Dagegen finden sich verhältnismäßig selten Wappendarstellungen und Bilder von Kriegsgerät. Die Armbrust, die zum Beispiel in Sachsen häufig angetroffen wird, ist nur ein einziges Mal bekannt geworden. Sie ist auf dem Kreuz von Walldorf im Kreis Heidelberg eingemeißelt, das heute im dortigen Museum aufbewahrt wird (Abb. S. 37).

Gehen wir nun auf den dritten Ergebnisbereich der Steinkreuzsammlung ein, auf die Erklärung der Bedeutung dieser Denkmale, so ist vor allem festzustellen, daß die markanteste Ausbreitung der Flur-Stein-



kreuze nicht zufällig, sondern deshalb im Zeitraum vom 14. bis 16. Jahrhundert liegt, weil sich damals die rechtsprechende Obrigkeit allenthalben zum Brauch der Sühnekreuzerrichtung verstand. Das Steinkreuz wurde durch das besondere Rechtsinstitut der Totschlagsühne zum typischen und allgemein üblichen Sühnezeichen, und seine Errichtung wurde in der fraglichen Zeit bei fast allen Vergleichsverfahren für Totschlag von der Obrigkeit verlangt. An diesem Zusammenhang von Steinkreuzverbreitung und allgemeinen Rechtsbrauch kann es kaum Zweifel geben. Dafür zeugen auch zahlreiche schriftliche Sühneurkunden, wie sie sich in Baden-Württemberg (und andernorts) vor allem aus dem 15. und 16. Jahrhundert erhalten haben. Sie schreiben fast regelmäßig ein steinernes Kreuz als Sühnezeichen und Totendenkmal vor. Genannt seien zum Beispiel die Sühneverträge von Obersontheim im Kreis Schwäbisch Hall (1448; Stadtarchiv Schwäbisch Hall), Göppingen (15. Jahrhundert; Stadtarchiv), Herrenberg (1474; Stadtarchiv), Nagold-Altensteig (1494; Gemeindegemeinschaft Simmersfeld), aus dem Kreis Donaueschingen (1582; Fürstlich-Fürstenbergisches Archiv, Donaueschingen) und dem Kreis Biberach (16. Jahrhundert; Stadtarchiv Stuttgart). Ein Pforzheimer Kanzlei- und Formelbuch des 16. Jahrhunderts reiht in seine Vorlagensammlung zu besonders häufig gebrauchten Urkundentexten einen Mustersühnevertrag mit Kreuzforderung ein.<sup>5)</sup>

Nach dem Ausklingen des Brauches, Totschlagsdelikte auf dem Wege privatrechtlichen Vergleichs zu sühnen, also nach dem 16. und 17. Jahrhundert, blieb das Steinkreuz als ein überliefertes Gedenkzeichen für plötzlichen Tod neben allerlei anderen Denkmalformen in Übung. Erst allmählich verlor es seine vor allem bei der ländlichen Bevölkerung verbreitete Beliebtheit zugunsten der stärker aufkommenden Holzkreuze und Bildstockformen, aber selbst heute wird es öfter noch in seiner traditionellen Form errichtet.

Abschließend wäre noch vom vierten Ergebniskomplex unserer Untersuchung und Bestandsaufnahme zu sprechen, von der besonderen Situation, in welcher sich die Steinkreuze hinsichtlich ihrer Erhaltung und Gefährdung heute befinden. Hierzu hat die Inventarisierung zwei grundsätzliche Feststellungen ergeben:

a) Der größte Teil der Kreuze ist von Feldumlegung, Wege- und Siedlungsbau betroffen und in seiner Existenz stark gefährdet. Jährlich verschwinden wenigstens zwanzig Kreuze aus der Landschaft. Dazu trägt insbesondere die auffällige Gleichgültigkeit bei, mit der man diesen Gedenksteinen fast überall begegnet. Die kleinen Denkmale werden vernachlässigt und, fast möchte man sagen, wo immer es geht, mit Unrat umgeben, umgestürzt, mutwillig beschädigt oder gar zerschlagen. Der seit 1950 abschätzbare Verlust von 150 Kreuzen war die unerfreuliche Folge solchen Verhaltens.

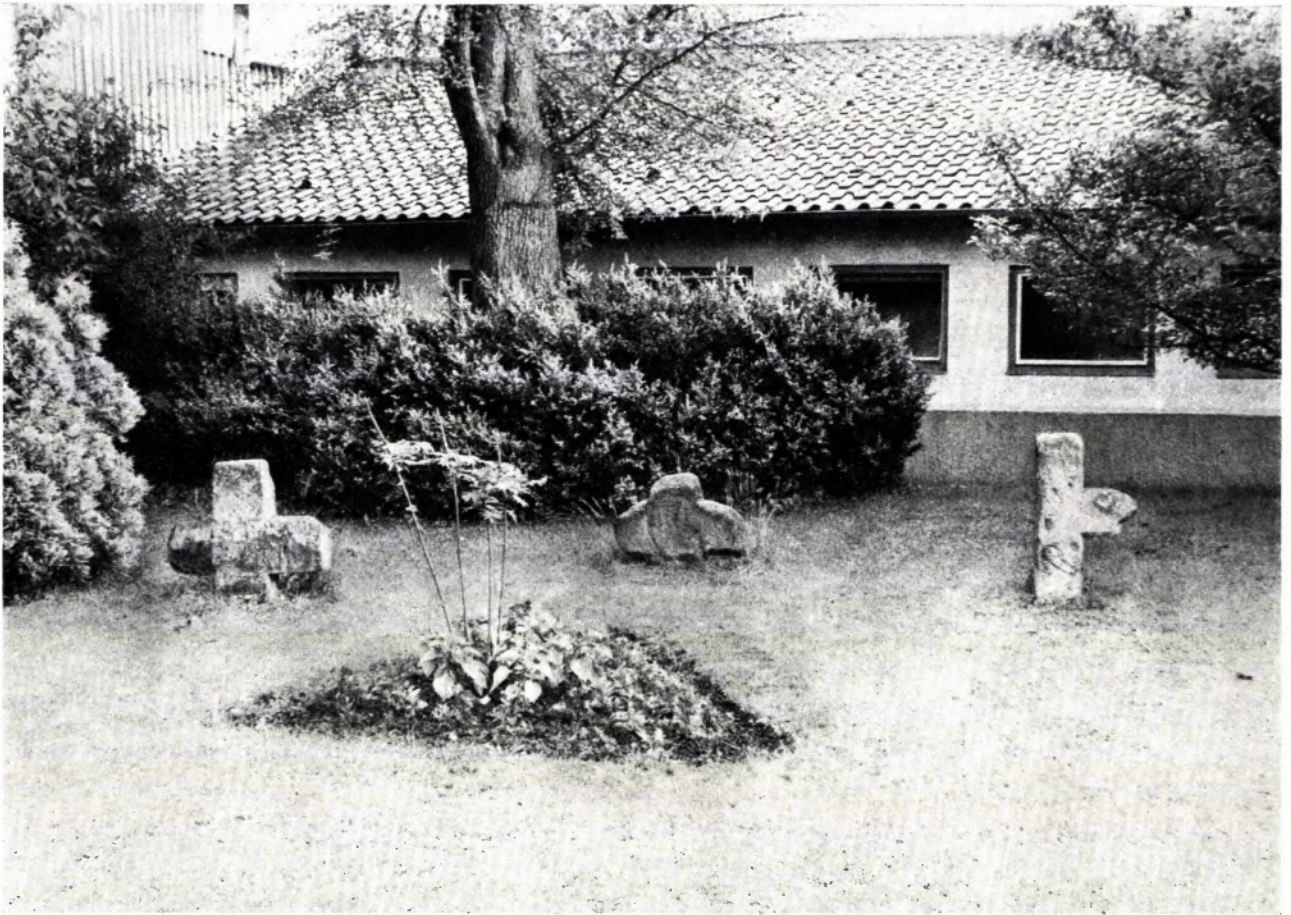
b) Diesem negativen Ergebnis ist indes das in letzter Zeit merkbar ansteigende Interesse für die verbliebe-



WALLDORF (Kreis Heidelberg). Kreuz mit der einzigen Armbrustdarstellung in Baden-Württemberg

nen Kreuzdenkmale gegenüberzustellen. Vor allem von privater Seite aus bemüht man sich um die Erhaltung der Kreuze, wenn auch die Motive dafür manchmal von etwas fragwürdiger Natur sind und zu einem gut Teil auch aus dem modischen Bedürfnis kommen, Haus und Garten mit Altertümern zu bereichern. Der Trend in diese Richtung ist so stark, daß sich manche der fahrenden Antiquitätenhändler des erreichbaren Gewinnes wegen nicht einmal mehr vor der illegalen Entfernung von Steinkreuzen scheuen. So wurden zum Beispiel bei Burg im Kreis Freiburg und Daudenzell im Kreis Moosbach während der letzten Jahre solche Kreuze gestohlen. Mag sein, daß sich dem verderblichen Gewinnstreben oder dem eher snobistischen Zierbegehren die irrije Meinung gesellt, diese meist frei in der Landschaft stehenden Denkmale seien herrenlos und entbehrten jeden rechtlichen Schutzes. Dies zu glauben, ist falsch. Nach dem neuen Denkmalschutzgesetz unseres Landes genießen die Steinkreuze als Kulturdenkmale Schutz, gleicherweise in ihrer körperlichen Existenz wie im Hinblick auf ihren Ort. Ihre Beschädigung, Beseitigung oder gar Zerstörung sind bei Androhung empfindlicher Strafen verboten. Bleibt zu hoffen, daß diese neue Rechtslage bald allenthalben im Lande bekannt sein und so dem Überleben des arg dezimierten Steinkreuzbestandes förderlich werden wird. Allerdings wird dies kaum zu erwarten sein ohne das Fortdauern der lobenswerten Bemühungen, die Heimatvereine und einzelne Gemeinden bisher schon für die Erhaltung ihrer örtlichen Denkmale aufgebracht haben. Durch sie sind viele Flur-Steinkreuze am alten Standort oder dadurch gerettet worden, daß man ihnen einen neuen, geschützten Platz zugewiesen hat.

<sup>5)</sup> Alexander Hagens: *Retorica und Formularium Teutsch*. Nach K. Hannemann: Vorl. zu Alexander Hagens *Alt-Pforzheimer Kanzleibuch von 1528*; in *Pforzheimer Geschichtsblätter* 1, 1961, S. 29 ff.



STAMMHEIM (Kreis Calw). Neuaufstellung dreier Steinkreuze bei der Schule

BONDORF (Kreis Böblingen). Neuaufstellung bei der Kirche



Es bleibt hier kein Raum, Beispiele aufzuzählen, aber es muß mit allem Nachdruck auf den Grundsatz verwiesen werden, daß man bei dem Bemühen um die Rettung eines gefährdeten Kreuzes zuerst darauf ausgehen sollte, es in der Nähe seines alten Ortes sicher unterzubringen. Verbietet sich diese Möglichkeit, wäre insbesondere an die Aufstellung auf dem Kirchplatz, in einem Schulgelände, einer öffentlichen Grünanlage oder an einem ähnlichen Ort zu denken (Abb. oben und links). Weniger dagegen ist die Verbringung in ein Gebäude zu empfehlen, weil das Denkmal selbst in der noch am ehesten tauglichen Räumlichkeit eines Museums eine seiner typischsten Eigenheiten einbüßt: seinen Charakter als ein für den Freiraum der Flur erdachtes und nur hier mit dem ihm eigenen Stimmungsgehalt sich entfaltendes Denkmal.

ZUM AUTOR: Bernhard Losch, Dr. phil., hat in den Jahren 1968–70 als freier Mitarbeiter der Denkmalpflege die Gesamtinventarisierung der Steinkreuze in Baden-Württemberg besorgt.

# Kleine Arbeitsberichte

**Dieter Planck**  
(LDA · Stuttgart)

## **Eine Lehrgrabung des Deutschen Archäologischen Instituts und des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg in Rottweil**

Vom 1. bis zum 31. August 1972 wurde in Rottweil die erste Lehrgrabung des Deutschen Archäologischen Instituts, Berlin, in Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt BW durchgeführt. Die Anregung zu einer solchen Lehrveranstaltung ging von Professor Dr. Kurt Bittel aus, dem heute in seiner Geburtsstadt Heidenheim/Brenz ansässigen ehemaligen Präsidenten des Deutschen Archäologischen Instituts. Das Ziel dieses Unterfangens sollte sein, Studierenden aller archäologischen Fachrichtungen eine Art von Grundausbildung zu vermitteln für eine spätere Mitarbeit bei Grabungen des Instituts sowie anderer wissenschaftlicher Einrichtungen, also auch der Denkmalpflege.

Da eine Lehrgrabung dieser Art in der Bundesrepublik zum erstenmal durchgeführt wurde, mußte ihr fraglos der Charakter eines Versuchs zugewilligt werden. Die Ausbildungsleitung lag in Händen des Berichterstatters, der durch den langjährig erfahrenen Ausgrabungstechniker Fritz Maurer vom LDA Stuttgart unterstützt wurde. Für spezielle Aufgabenbereiche innerhalb des Ausbildungsprogramms wurde auf die Hilfe von Fachkräften zurückgegriffen: Vermessungsingenieur D. Müller, Stuttgart (Vermessungswesen); Restaurator P. Eichhorn, Stuttgart (Referat über moderne Methoden der Fundbergung aus der Sicht des Restaurators); Studienassessor J. Dietrich, Tübingen (Numismatik); Stadtbaurat A. Brendle, Rottweil (Baurechts- und Sicherheitsfragen). Hauptkonservator Dr. S. Schiek, Leiter der Abteilung Bodendenkmalpflege bei der Außenstelle Tübingen des LDA, war als der örtlich zuständige Bodendenkmalpfleger zu Beginn und am Ende der Lehrveranstaltung anwesend.

Auf die Einladung zur Teilnahme an dem Lehrunternehmen gingen 32 Bewerbungen ein, aus denen 10 ausgewählt wurden. Die mit dem Zuschlag bedachten Teilnehmer verteilten sich ihrer Studienrichtung nach auf folgende Fachbereiche: Christliche Archäologie, Klassische Archäologie, Vor- und Frühgeschichte und Baugeschichte.

Zu Beginn der Lehrgrabung wurden die Teilnehmer in die Geschichte der römischen Stadt Arae Flaviae (Rottweil) eingeführt, wo schon seit 1967 alljährlich Ausgrabungskampagnen von einer Dauer bis zu acht Monaten durchgeführt werden, um der Gefährdung der letzten greifbaren Teile des ehemals römischen Stadtbereichs durch die beabsichtigte moderne Überbauung begegnen zu können. Da die hier anzutreffende Fundsituation mit ihren diversen übereinanderliegenden Holz- und Steinbauhorizonten eine vielseitig-komplexe Grabungsmethodik verlangt, bot sie sich für den beabsichtigten Lehrgang als vorzügliches Übungsobjekt an. Die Teilnehmer wurden denn auch im Rahmen der zur Zeit laufenden 6. Grabungskampagne ausgebildet.

Während der ersten Lehrgangswache wurde theoretisch über die Anlage einer Ausgrabung unter verschiedenartigen Gegebenheiten und alle damit zusammenhängenden Fragen unterrichtet. Zwei Tage blieben der theoretischen wie der praktischen Ausbildung in der Vermessungstechnik vorbehalten, da gerade das Vermessungswesen als überaus wichtige Voraussetzung für eine gut durchgeführte Ausgrabung zu gelten hat.

Die folgenden Wochen galten vorwiegend der praktischen Ausbildung im Gelände. Dabei wurden alle die bei einer Grabung anfallenden Arbeiten vom Erdaushub bis hin zur Beschreibung der Befunde wenigstens einmal sowohl praktisch als auch theoretisch durchgeführt. Spezielle Übungen befaßten sich mit der photographischen Dokumentation, den Verwaltungsaufgaben eines Grabungsleiters sowie den modernen Bergungsmethoden von zerbrechlichen oder leicht vergänglichen Funden.

Die Ausbildung der Studenten in der praktischen Feldarbeit zeigte nur zu deutlich, daß hier ein Bereich vorliegt, der leider nur an sehr wenigen Universitäten in den Lehrplan der einzelnen archäologischen Fachbereiche aufgenommen ist. Dabei ist doch gerade die Kenntnis der verschiedenartigen Grabungsmethoden unbedingt erforderlich, einerseits, um Ausgrabungen überhaupt mit Aussicht auf ein gutes Ergebnis durchführen zu können, andererseits, um fähig zu sein, Grabungsberichte und Interpretationen von Grabungsbefunden mit der allemal notwendigen fachlich fundierten Kritik zu beurteilen. Es kann keinen Zweifel daran geben, daß diese Lücke in der Ausbildung an den Hochschulen nicht durch die Teilnahme an einem einzigen Kurzzeitlehrgang geschlossen werden kann. Es wäre deshalb seitens der Universitäten zu überlegen, ob man nicht für die einzelnen einschlägigen Fachbereiche ein zeitlich festgelegtes Grabungspraktikum als die Voraussetzung für die Zulassung zu den Examina einführen sollte.

Ähnlicher Wert wie der Ausbildung in den Praktiken der Feldarbeit wurde dem Bereich der möglichst umfassenden und genauen Dokumentation der Grabungsergebnisse zugemessen. Das diesbezügliche Programm reichte von der zeichnerischen Aufnahme über die Photographie bis hin zur Beschreibung der Befunde, der Führung eines Grabungstagebuchs, der Inventarisierung der Photos, der Abfassung eines Fundberichts und dem Umzeichnen von Plänen zum Druck.

Daneben kamen auch spezielle Themen auf organisatorischem und wissenschaftlichem Gebiet zur Behandlung. So wurden die Teilnehmer unter anderem mit den Problemen einer modernen und tauglichen Fundmazinierung und der Inventarisierung sowie mit einfacheren Methoden der Abformung von Münzen und Inschriften vertraut gemacht. Besondere Referate galten der Einführung in die Numismatik, der römischen Keramik und den Fibeln, zu denen die reichen Rottweiler Funde ein gutes Anschauungsmaterial lieferten.



Die Teilnehmer an der Lehrgrabung in Rottweil bei Übungen am Nivelliergerät (links) und beim Vermessen und Zeichnen einer Grabungsfläche

Auf besonderen Wunsch der Teilnehmer wurde außerdem über Organisation und Aufgaben der Denkmalpflege in Baden-Württemberg und in den anderen Bundesländern referiert. Auch Fragen des Denkmalschutzes wurden dabei angesprochen.

Die Sonntage blieben Exkursionen in die nähere und weitere Umgebung vorbehalten, wobei die Auswahl der besuchten Objekte ebenfalls auf die Ausbildung der Studenten ausgerichtet war. So wurden bei Dietfurt und Unterschmeien (Kreis Sigmaringen) Höhlengrabungen, bei Hundersingen die Heuneburg als Beispiel einer prä-

historischen Siedlungsgrabung, bei Villingen der Magdalenenberg als große Grabhügeluntersuchung und bei Dangstetten (Kreis Waldshut) das frühromische Legionslager als eine der ausgedehntesten Flächengrabungen in Südwestdeutschland besucht. Außerdem wurden die Ausgrabungen in Sulz a. N., das römische Bad in Hüfingen und das Legionslager Vindonissa (Windisch bei Brugg in der Schweiz) eingehend studiert. Bei einer Führung durch Rottweil sowie einem Rundgang durch das dortige Heimatmuseum wurden die Lehrgangsteilnehmer in die Geschichte der ehemaligen Freien Reichsstadt eingeführt.

Ein Besuch des Württembergischen Landesmuseums mit seinen modernen Restaurierungswerkstätten und in den Räumlichkeiten der Abteilung Bodendenkmalpflege des LDA in Stuttgart rundete die Reihe der Exkursionen ab. Den Beschluß der Lehrgrabung bildete ein Empfang durch Oberbürgermeister Dr. Regelmann im Rottweiler Rathaus.

Abschließend darf an dieser Stelle allen denen gedankt werden, die durch ihre Mithilfe bei der Organisation und Durchführung unserer Lehrgrabung zu deren Erfolg beigetragen haben.

## Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten)

*Fotoaufnahmen stellten zur Verfügung:*

Foto-Mühlbauer, Breisach 7, 11; LDA-Freiburg 9; LDA-Stuttgart Titelseite (K. Natter, Württ. Landesmuseum), 22–26, 28–38; LDA-Tübingen 14–16

*Die gezeichneten Vorlagen fertigten:*

W. Kendel, Göppingen 20, 21; LDA-Freiburg 8, 10; LDA-Tübingen 13

# DIE DIENSTSTELLEN

des

## LANDESDENKMALAMTES

---

Als einer der im Denkmalschutzgesetz § 3 Abs. 1 benannten Denkmalschutzbehörden fällt dem Landesdenkmalamt BW die vom Gesetz in § 1 definierte Aufgabe zu, Kulturdenkmale zu schützen und zu pflegen, insbesondere den Zustand der Kulturdenkmale zu überwachen sowie auf die Abwendung von Gefährdungen und die Bergung von Kulturdenkmalen hinzuwirken. Im Rahmen dieser Verpflichtung steht im Vordergrund die Pflege der Kulturdenkmale, die von den fachlich geschulten Konservatoren des Landesdenkmalamtes besorgt wird. Im Zusammenhang damit hat das Denkmalamt im wesentlichen auch die in § 6 DSchG festgestellte Pflicht des Landes zu erfüllen, Maßnahmen zur Erhaltung und Pflege von Kulturdenkmalen nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden Haushaltsmittel durch die Hergabe von Zuschüssen zu fördern und zu unterstützen.

Beides, pflegerische Tätigkeit und Zuschußwesen, bedingt einen engen, meist persönlichen Kontakt zwischen dem Landesdenkmalamt und den Eigentümern der betroffenen Denkmale. Diese unerläßliche Verbindung zu intensivieren, wurde das Denkmalamt zwar zentral organisiert, nicht aber an einem Ort installiert. Es wurden vier Dienststellen eingerichtet, deren jede einen bestimmten der einstweilen von den Grenzen der Regierungspräsidien umrissenen vier Landesteile verantwortlich zu betreuen hat. Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes sind:

### ZENTRALSTELLE STUTTGART

7000 Stuttgart 1 · Eugenstraße 3 · Telefon (07 11) 2 02/25 38

Zuständig für den Regierungsbezirk Nordwürttemberg und zugleich Sitz der Amtsleitung, der Leitung der Abteilung I (Bau- und Kunstdenkmalpflege) und der Leitung der Abteilung II (Bodendenkmalpflege)

### AUSSENSTELLE FREIBURG

7800 Freiburg i. Br. · Colombistraße 4 · Telefon (07 61) 3 19 39

Zuständig für den Regierungsbezirk Südbaden

### AUSSENSTELLE KARLSRUHE

7500 Karlsruhe · Karlstraße 47 · Telefon (07 21) 2 62 79 und 2 98 66

Zuständig für den Regierungsbezirk Nordbaden

### AUSSENSTELLE TÜBINGEN

7400 Tübingen 1 · Schloß/Fünfeckturm · Telefon (0 71 22) 2 29 04 und 8 28 31

Zuständig für den Regierungsbezirk Südwürttemberg-Hohenzollern

---

BUCHVERÖFFENTLICHUNGEN  
des  
LANDESDENKMALAMTES BADEN-WÜRTTEMBERG

---

*Denkmalpflege ist nicht einfach Kunstpflege. Selbst dort, wo sie vordergründig solche Kunstpflege betreibt, bleibt sie in mannigfacher Weise der Wissenschaft verbunden. Geht doch die praktische Pflege der Kulturdenkmale allemal aus von Erkenntnissen, die von den Kunstwissenschaften, aber auch von den Natur- und einigen benachbarten Hilfswissenschaften erarbeitet wurden und unerläßliches Rüstzeug einer tauglichen Denkmalpflege sind. Zum anderen stellt diese durch Betreuung und Bewahrung der Kulturdenkmale nicht nur das unabdingbare Material sicher für Arbeit und Forschung vorab der Kunstwissenschaften, sondern sie wird durch ihre Tätigkeit unmittelbar an den Objekten oft genug selbst zur Grundlagenforschung. Dies vor allem in den Disziplinen, die bei ihrem konservatorischen Bemühen in unerforschtes Neuland eindringen müssen: die Bodendenkmalpflege und die Archäologie des Mittelalters.*

*Mit „Forschungen und Berichten“ legt das Landesdenkmalamt in Buchform Zeugnis ab über den wissenschaftlichen Ertrag auf dieser Seite seiner Tätigkeit. Die Arbeit auf anderen Aufgabengebieten und ihre Ergebnisse werden vorgestellt durch reich bebilderte, regional ausgerichtete Kunst- und Denkmalinventare, durch monographische Abhandlungen zu Einzelobjekten oder begrenzten Themenbereichen und durch Fundberichte.*

Es sind erschienen:

ROLF DEHN

DIE URNENFELDERKULTUR IN NORDWÜRTTEMBERG

Band 1

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg

135 Seiten Text · 35 Bildtafeln · Ganzleinen

Verlag Müller & Gräff (Kommissionsverlag) Stuttgart 1972

\*

EDUARD M. NEUFFER

DER REIHENGRÄBERFRIEDHOF VON DONZDORF

Band 2

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg

131 Seiten Text · 85 Bildtafeln · Ganzleinen

Verlag Müller & Gräff (Kommissionsverlag) Stuttgart 1972

\*

GÜNTHER P. FEHRING

UNTERREGENBACH

KIRCHEN · HERRENSITZ · SIEDLUNGSBEREICHE

Band 1

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Textband 311 Seiten · Tafelband 117 Bildtafeln

Kassette mit 84 Bild- und Textbeilagen · Ganzleinen

Verlag Müller & Gräff (Kommissionsverlag) Stuttgart 1972

\*

Bezugsnachweis beim Buchhandel oder den Dienststellen des Landesdenkmalamtes  
Baden-Württemberg

---